



Paul Erlings Erholungsreise.

(Schluß.)

Novelle von Helene Nyblom. — Aus dem Dänischen mit Genehmigung der Verfasserin überetzt von Homo.

Es war um die Mittagszeit und im Speisesaal ein ungeheures Menschengewühl. Während Paul bemüht war, sich einige Erfrischungen zu verschaffen, legte sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter.

„Meiner Tren, bist du das, Paul?“ Er wandte sich um und sah in das sonnenverbrannte freundliche Antlitz eines älteren, corpulenten Herrn. Zu seiner Überraschung erkannte er in ihm den Gutsbesitzer Meden, der ein guter Freund seines Vaters und sein eigener Pate war. Erst jetzt fiel es Paul ein, daß dessen Gut hier ganz in der Nähe lag.

„Du willst uns natürlich besuchen, mein Junge,“ rief der Gutsbesitzer und klopfte ihm von neuem vergnügt auf die Schulter. „Du kommst gerade zu rechter Zeit! Die Töchter sind zu Hause, außerdem einige junge Herren bei uns zu Besuch, und ein so guter Freund wie du bildet da den angenehmsten Zuwachs für unsere kleine Gesellschaft.“

Paul antwortete ganz ehrlich, daß es eigentlich nicht seine Absicht gewesen, irgend jemanden zu besuchen, daß er seine Frau nur auf drei Tage habe verlassen können, und daß er so gern einmal wieder das Meer sehen wolle. Doch seine Einwendungen halfen ihm nichts, und nach einer kleinen Weile befand er sich in dem bequemen Wagen des Freundes auf dem Wege zu dessen Heim.

Der Hof lag in geringer Entfernung von der Station in

einem schönen Park, an welchen sich der herrlichste Laubwald angeschlossen. Durch eine lange Lindenallee und einen wohlgepflegten Blumengarten näherte man sich rasch dem Hause.

Schon von ferne sah Paul, daß hier eine lustige Gesellschaft versammelt war. Die hellen Kleider der Damen schimmerten durch das Gebüsch, und zwei Offiziere, die beide Pauls Schulkameraden waren, kamen ihm mit offenen Armen und freudestrahlenden Gesichtern entgegen. Es war ein heiteres Wiedersehen.

Der Mittagstisch war schon gedeckt, und die Frau des Hauses, eine freundliche ältere Dame, empfing Paul mit der größten Liebenswürdigkeit; dann wurden ihm die Töchter vorgestellt.

Die Ältere war etwas über zwanzig Jahre alt und ein ernstes, verständiges Mädchen; sie schien sehr geschäftig und häuslich, und lächelte nur hin und wieder ihrem Verlobten, einem jungen Ingenieur, freundlich zu. Dann kam die Jüngere.

„Unser Baby,“ sagte der Vater zärtlich und führte das sechzehnjährige junge Mädchen Paul zu. Sie war unendlich anmütig; fein und zart wie eine Blume, mit blassem, ovalem Antlitz und verschleierten blauen Augen, die zugleich scheu und neugierig in die Welt hinaus lugten. Langes, lockiges Haar hing ihr bis zur Taille hinab und fiel ihr wellig tief in die Stirn. Sie sagte nicht viel, aber sie lachte fast zu allem, wobei ihre kleinen, weißen Zähne wie zwei Reihen Perlen glänzten. Sie

hielt sich nie lange an einer Stelle auf, sondern war in steter Bewegung, auch lief sie mehr als sie ging. Bald hatte sie ihren Hut auf; bald glitt er ihr wieder in den Nacken, und wenn man eben meinte, sie bei den anderen jungen Damen zu sehen, dann flatterte ihr weißes Gewand schon wieder drunten im Garten.

Paul fand sie so entzückend, daß er seine Augen nicht von ihr wenden konnte, und sie wurde dunkelrot, sobald er sie ansah. Er versuchte eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, aber sie antwortete nur mit „Ja“ und „Nein“ und lachte. Er merkte wohl, daß sie ihn, der ihr als Bürgermeister und Gemann vorgestellt war, für eine sehr ehrbare Persönlichkeit hielt, mit der man sich keinen Scherz erlauben dürfe. Die beiden Offiziere und ein paar andere Herren machten ihr die Cour, aber sie schien niemanden zu bevorzugen. Man wußte nicht recht, ob es ihr Vergnügen mache oder ob es ihr höchst lästig war. Bei Tische sprach sie kein Wort, aß mit Passion eine Menge Erdbeeren und streichelte hin und wieder zärtlich die Hand ihres Vaters, an dessen Seite sie saß.

Die Mahlzeit verlief übrigens sehr lebhaft, alle kannten einander genau und waren dem Anschein nach schon länger hier zusammen gewesen. Auch Paul fühlte sich höchst behaglich, obgleich er nicht allzu viele Berührungspunkte mit seinen Bekannten hatte, die er ja seit Jahren nicht gesehen. Die ganze



Auf der Heimfahrt.  
Originalzeichnung von Carl Heyden.

wohlgelungene Häuslichkeit machte einen sehr angenehmen Eindruck auf ihn. Alles ging so geräuschlos und schnell, jeder schien seinen Platz auszufüllen und seine Arbeit stillschweigend zu verrichten. Die Kinder und Eltern liebten einander, und die Diensthofen respektierten und verehrten augenscheinlich ihre Herrschaft. Überall waltete die vollkommenste Ordnung und eine gewisse altväterliche Gemüthlichkeit. Paul dachte feurig an seinen eigenen jungen Haushalt, und alle die kleinen Fehler und Mängel, die ja stets in einem solchen vorkommen, erschienen ihm jetzt in seinen Gedanken fast peinlich.

„Hier kommt es gewiß niemals vor, daß das Mädchen der Frau eine feste Antwort giebt, daß der Hausherr eine Stunde auf das Mittagessen warten muß, und daß, wenn er hin und wieder einmal einen Freund mitbringt, gerade dann der Braten von einer alten lebensmüden Kuh herrührt, statt von einem saftigen, jungen Ochsen, oder daß gerade dann die Frau sich unwohl fühlt und nicht zum Vorschein kommt! „Ich will mich ja durchaus nicht über dich beklagen, meine süße Nanny,“ fügte er in Gedanken reuevoll hinzu. „Ich wollte nur, wir wären auch erst so weit!“ Und dann blickte er wieder auf die reichbesetzte Tafel und auf alle die fröhlichen, frischen Gesichter in seiner Umgebung, und immer wieder fielen seine Augen auf die jüngere Tochter, die von der Seite schon unter ihren langen Wimpern zu ihm aufblickte und eben die Entdeckung gemacht zu haben schien, daß er noch ein ganz stattlicher, junger Mann sei.

„Eine Blume, die noch nicht gebrochen ist,“ dachte er. „Wie süß sie ist! Und wahrscheinlich hat sie noch gar keine Ahnung von dem, was Liebe ist! Aber warte nur, die Reihe kommt auch an dich, und dann ist es vorbei mit dem träumerischen Umherstreifen und dem süßen Nichtsthun!“

Er dachte daran, wie er selber noch sechzehn Jahre alt war, und welche glückliche Zeit das doch gewesen! „Darf ich mir erlauben, auf Ihr Wohl zu trinken, mein Fräulein?“ sagte er über den Tisch herüber zu ihr. Sie nickte mit einem reizenden Erröten und stieß herzhaft mit ihm an. „Auch auf Ihr Wohl,“ lispelte sie. Nach dem Diner unternahm man eine Promenade durch den Garten. Das Brautpaar ging zusammen, die Herren umschwärmten die jüngeren Töchter, und zwei andere junge Damen warteten Arm in Arm hinter ihnen her. Paul schloß sich dem Hausherrn an. Zuerst drehte sich die Unterhaltung um Pauls Vater, der vor mehreren Jahren gestorben war, dann erzählte Paul von seiner Frau, und als das Gespräch auf die Eisenpreise, das Korn, Pferde, die diesjährige Ernte und ähnliche Thematika kam, wurde der Gutsherr beredt. Mit großer Begeisterung setzte er Paul die Vortheile der Stallfütterung auseinander und suchte ihm klar zu machen, weshalb Drainage hier notwendig, dort überflüssig sei. Paul hatte eigentlich niemals großes Interesse für die Details der Landwirtschaft und der Eisenindustrie gehabt. Er bemühte sich aber eine Weile, aufmerksam zuzuhören, und antwortete so lebhaft, wie es ihm nur möglich war. Aber dann schweiften seine Gedanken in andere Regionen hinüber, er dachte an seine kleine Frau, die jetzt allein zu Hause sei und sich nach ihm sehnte, und er mußte sich eingestehen, daß er sie eigentlich wohl nicht verlassen habe, um landwirtschaftliche Vorträge anzuhören.

Je später es wurde, desto mehr wuchs seine Unruhe. Die junge Welt hatte genug mit sich selber zu thun, und nach einem opulenten Abendbrod ging er allein in den Garten hinaus. Es war schon spät geworden, und Dämmerung webte über der ganzen Natur. Die Wiesen dufteten, und große Nachtschmetterlinge schwirren geräuschlos an ihm vorüber. Er kam sich seltsam verlassen vor! Wenn er nicht mit dem Gutsherrn über dessen geschäftliche Thätigkeit sprechen wollte, wußte er nicht, was beginnen. Es wurde ihm klar, daß er anfang alt zu werden. Die Interessen der jungen Herren lagen ihm so fern. Ihre Pläne für Picknicks und Spazierritte, ihre Courmachereien gingen ihn nichts mehr an, obgleich die jüngste Tochter ja das entzückendste Geschöpf war, das man sich denken konnte. Er ging hinein und fragte seinen Wirt, ob er ihn wohl noch heute Abend fahren lassen könne, er hätte keine rechte Ruhe mehr, er müsse die Zeit benutzen. Aber man antwortete ihm mit einem ganzen Schwall von Einwendungen und Ausreden, und er ließ sich bereden, bis zum nächsten Morgen zu bleiben, dann sollte er einen Wagen zur Fortsetzung der Reise haben. Er nahm noch am Abend Abschied von der Familie und machte sich früh am anderen Morgen auf den Weg.

Der Himmel war wolkenbedeckt, aber es wehte ein frischer Wind und es wurde ein wundervoller Tag. Die Wärme war nicht drückend. Paul nahm dem Kutscher die Zügel ab und fuhr im Trab über die Hochebene. Zu seinen Füßen breitete sich das Land mit seinen Wäldern und Kirchen, blinkenden Seen, Wiesen und Feldern meilenweit aus, und der Himmel, der sich hoch über ihm wölbte, zeigte die mannigfachsten, wunderbaren Bildungen. Im Süden stand eine Wand von schnee-weißen Wolken wie eine mächtige Bergkette. Aber die Wälder hin zog ein anderes Wolkengebilde, graublau wie dichter Rauch. Hin und wieder fielen einige Regentropfen aus einer großen, schwarzen Wolke, die drohend über seinem Haupte stand, und

dann wieder brach die Sonne plötzlich durch, und die ganze Landschaft glitzerte und leuchtete, als wenn sie mit Gold über-gossen sei.

Auf dem höchsten Punkt hielt Paul die Pferde an und ließ seinen Blick nach allen Seiten hin schweifen. Es war eine wunderbar großartige Aussicht, die sich seinem Auge darbot. Er hatte ein Gefühl, als läge die ganze Welt tief unter ihm, vom hohen blauen Himmel überwölbt. Aber was sah er dort? Zu weiter, weiter Ferne hinter den grünen Feldern und den flachen Ebenen schimmerte ein schmaler blauer Streif hervor. Es war — das Meer!

Paul trieb die Pferde an und jagte vorwärts in fliegender Hast. Wäre der Kutscher nicht da gewesen, hätte er gern vor lauter Freude aufgejauchzt. Es war ihm, als müsse er den Gruß der heißgeliebten Wogen beantworten, die ihm wie alte Bekannte aus weiter Ferne zuwinkten!

Sie fuhren den ganzen Tag und kamen am Abend in die Stadt, wo er einen Brief von Hause erwartete. Aber er fand keine Nachricht vor. Bis morgen Mittag kam ich das Meer erreichen, dachte er und schlief gleich ein; er wollte ja früh am anderen Morgen seine Reise fortsetzen.

Von nun an wurde die Gegend weniger fruchtbar, die Wälder seltener und über den Feldern hinweg sah man näher und näher das blaue Meer.

„Nur einmal muß ich die See wieder in ihrer ganzen Majestät vor mir sehen, nur einmal soll mich der Schaum der Wogen küssen,“ dachte Paul. In ihm rührte sich etwas, das gleichsam alle Bande zu zerprengen drohte. Er dachte nicht mehr an seine Frau, er vergaß, daß er nur einen ganz kleinen Auszug machen wollte und gleich wieder zu seinem alltäglichen Leben zurückkehren müsse.



„Kannst du mir verzeihen?“ flüsterte er leise.

Er empfand es als höchstes Glück, bei dieser Gelegenheit allein zu sein. Ein heißes Verlangen nach Freiheit brannte gleich einem ungelöschten Durst in seiner Seele. Die Gefühle, die so lange in ihm geschlummert hatten, erwachten plötzlich wieder mit voller dämonischer Kraft.

Auf dem Wege zur Küste mußte er noch eine kleine Stadt berühren, und raschen Schrittes eilte er aufs Postamt, um nach einem Briefe zu fragen, den er dorthin bestellt hatte. In seinem Herzen lebte aber nur ein einziger Wunsch: so schnell wie möglich weiter zu kommen. Er atmete schon die frische Seeluft und sah das erste Segel am Horizont aufstauen. Fort — nur fort! Auf seine Frage nach einem Briefe antwortete man ihm: „Ein Brief ist nicht für Sie da, aber ein postlagerndes Telegramm.“

„Ein Telegramm?“ Er riß es hastig auf. Sein Hausarzt hatte dasselbe unterschrieben, es lautete: „Heute Morgen ist Dir ein Sohn geboren. Er jowie Deine Frau befinden sich wohl und haben große Sehnsucht nach Dir.“

Die Depesche entfiel seiner Hand. Er wurde leichenblaß, und der Beamte, der ihm dieselbe überreicht hatte, schob ihm schnell einen Stuhl hin mit der Aufforderung, doch Platz zu nehmen.

„Nein, danke!“ sagte Paul. „Es ist nichts; das heißt es ist eine große Überraschung — etwas sehr Wunderbares; — ich habe einen Sohn bekommen!“ und dabei wischte er den Schweiß von der Stirne.

„So habe ich die Ehre zu gratulieren,“ antwortete der Postbeamte und verneigte sich.

Im nächsten Augenblick war Paul die Treppe hinabgeeilt. Das Meer lag noch ebenso nahe und ein Segel nach dem anderen tauchte am Horizont auf, aber Paul hatte kein Auge mehr dafür. Er ließ aufpassen, und statt den beabsichtigten Weg an die See einzuschlagen, jagte er in entgegengesetzter Richtung weiter, um die nächste Bahnhofsstation zu erreichen und möglichst noch heute nordwärts weiter zu kommen.

Er mußte auf den Zug warten, und jede Minute dächte

ihm eine Ewigkeit. In seinem Innern sah es wunderbar aus. Glück, Furcht, Sehnsucht nach Hause zu kommen und der Kummer über sich selbst, zu einer solchen Zeit fortgereist zu sein, ließen ihm keine Ruhe. Sein Herz schlug fast hörbar laut, und vor seiner Phantasie standen unauslöschlich die ersten Worte des Telegrammes mit blauer Bleisederchrift: „Dir ist heute Morgen ein Sohn geboren!“

Dies Ereignis, das er so glühend herbeigesehnt, von dem er so oft gesprochen hatte, erschien ihm jetzt wie etwas ganz Unerwartetes, Wunderbares. Er konnte es kaum fassen!

Der Zug, der ihn vor wenigen Tagen wie auf Windesflügeln in die Welt hinausgeführt hatte, schien ihm heute zu schleichen. Niemand war ihm der Aufenthalt auf den Stationen so lang, so furchtbar lang erschienen! Einige Passagiere schliefen. Es kam ihm so unnatürlich vor, daß sie schlafen konnten! Andere sahen bekümmert oder resigniert aus. Wie war das wohl möglich, wenn ein solches Ereignis eingetroffen war, wenn er einen Sohn bekommen hatte!

Die Menschen sprachen über das Wetter, über gleichgiltige, ach entsetzlich gleichgiltige Dinge, und immer weiter dampfte der Zug durch Wälder und über Felder, und als es Abend wurde, mußte Paul noch eine Nacht fern von Hause zubringen.

Als der Doktor am nächsten Morgen seinen Besuch bei der Frau Bürgermeisterin gemacht hatte, stieß er auf Paul, der atemlos die Treppe empor eilte.

„Nun, da bist du ja wieder, du Flüchtling,“ sagte er und reichte ihm die Hand.

„Ja, wer konnte auch ahnen, daß er so bald eintreffen würde! Aber um Gottes Willen, sage mir doch, wie steht es hier?“

Der Doktor flüsterte noch einige Augenblicke leise mit Paul, und dieser schämte sich nicht einiger Thränen, die ihm die Wangen hinabließen.

„Sie sehnt sich nach dir,“ fügte der Doktor hinzu. „Aber bleibe nicht lange drinnen; nur ein paar Worte, hörst du?“

Paul öffnete leise die Thür und trat auf den Zehenspitzen ins Schlafzimmer. Die Gardinen waren vorgezogen, und es war ganz stille dort. An derselben Stelle, wo er sie vor drei Tagen verlassen hatte, lag seine kleine Frau, aber welche Ewigkeit schien das Heute von jenem Morgen zu scheiden!

Als er eintrat, schlug sie die großen braunen Augen auf, sie war sehr bleich und hatte einen förmlich verklärten Ausdruck.

Paul warf sich vor dem Bette auf die Kniee und küßte ihre Hände. „Kannst du mir verzeihen?“ hauchte er leise.

Sie lächelte ihm zärtlich zu und fuhr mit ihrer weißen Hand liebevoll über seinen Lockenkopf.

„Wo ist der Junge?“ flüsterte Paul und erhob sich. Sie zeigte auf eine Ecke in der Stube, wo hinter dichten Vorhängen etwas Weißes in der Wiege lag.

„Aber du darfst ihn nicht aufwecken,“ flüsterte sie. Die Mahnung war überflüssig, denn als Paul sich niederbeugte, sah er in ein paar große, dunkle Augen, die langsam umherblickten und aufmerksam die neue Welt in Augenschein nahmen, die sich unter dem grünen Dach der Wiege befand.

Mit großer Vorsicht nahm Paul das kleine, weiche Bündel auf seinen Arm und preßte es gegen seine Wange. Die großen,

verwunderten Augen hatten einen so feierlichen Ausdruck, und der winzig kleine Mund hatte noch nicht die schwere Kunst des Lächelns erlernt. Die Atemzüge gingen so schnell und leicht wie bei einem kleinen Vogel.

„Ach mein süßer Junge,“ sagte Paul und küßte ihn leicht auf die kleine, weiche Stirn. „Aus dir soll alles das werden, was aus deinem Vater hätte werden können!“

## Sohes Leben.

Novelle von Ludwig Ziemssen.

(4. Fortsetzung.)

Tag auf Tag floß dahin, ohne dies Resultat zu bringen; auch blieben Katharinen wenig Stunden zu ruhigem Mitsichselbstleben übrig. Denn die Winter-saison Berlins ging zur Zeit in hohen Wogen, eine Gesellschaft drängte die andere, ja nicht selten mußte an einem Tage drei Einladungen Genüge geleistet werden, und es war, bei den weit und hoch hinaufreichenden Beziehungen des Generallandschaftsrates, unmöglich für den Vater wie für die Tochter, sich diesen gesellschaftlichen Anforderungen zu entziehen.

Da fiel plötzlich in der enggeketteten Reihe von Dinern, Thees, Soupers und Assemblies eine Lücke ein: ein Tag ohne Einladungen, ein Tag behaglichen Stilllebens daheim, und dieser Tag brachte eine hübsche Überraschung. Als Katharina in einer hauswirtschaftlichen Angelegenheit zum Vater hinüberging, traf sie dort — zu ihrer frohen Bestürzung — Doktor Raimund Harwyn vor!

Das Wiedersehen des jungen Paares war beiderseits voll angenehmer Erregung. „Mich führt die Pflicht der Dankbarkeit in Ihr Haus, verehrtes Fräulein,“ wandte sich, nach der ersten Begrüßung, der stattliche junge Gelehrte an die

schöne Tochter des Hauses, „und ich war gerade im Begriff, derselben gegen Ihren Herrn Vater Ausdruck zu geben. Ich machte gestern dem Herrn Minister von Puttkamer meine Aufwartung und fand ihn in wohlwollendster Stimmung, auch über mein bisheriges Thun und Lassen trefflich orientiert. Gewissen von mir geäußerten Wünschen sagte er möglichste Berücksichtigung zu und forderte mich auf, dem Herrn Geheimrat Bonitz in dieser Angelegenheit meine Aufwartung zu machen. Von diesem würde ich Weiteres erfahren. — Und das habe ich denn auch in der That! Der lebenswürdige Gelehrte empfing mich fast wie einen Gleichgestellten, ließ sich viel von mir über meine Reisen in Kleinasien, namentlich in den Wilajets Trapezunt, Konja und Sinub (alte Studiengebiete von ihm) berichten und forderte mir sogar das Versprechen ab, ihm im Pergamentischen Saal des Museums zu einer noch zu bestimmenden Stunde Aufklärungen über gewisse ihm dunkle Details an den Skulpturen selbst geben zu wollen. Und dann, auf meine Wünsche eingehend, teilte der Geheimrat mir — zu meiner frohen Überraschung — mit, daß, Se. Excellenz der Herr Kultusminister durch den Abgeordneten und Generallandschaftsrat Herrn von Holm warm für mich interessiert worden sei. (Der Sprecher neigte sich verbindlichst gegen den genannten Herrn) und daß sich die fragliche Angelegenheit binnen kurzem zu meiner Befriedigung arrangieren werde.

„Brauche ich nun noch zu sagen, wie sehr es mich zog, Ihnen, verehrter Herr Generallandschaftsrat, meinen tief empfundenen Dank anzusprechen! Sie haben mir durch Ihr gütiges Fürwort die Bahn zu Amt und Berufstätigkeit aufs beste geebnet; noch mehr aber: Sie haben mir durch Ihre Empfehlung die Verpflichtung auferlegt, in meiner Wissenschaft etwas Vortreffliches zu leisten, und ich bitte glauben zu wollen, daß ich alles aufbieten werde, dieser idealen Verpflichtung zu genügen.“

Diese Mitteilung des jungen Gelehrten rief in den beiden Hörern die angenehmste Stimmung hervor. Der Vater lehnte zwar jeden Dank beiseite ab, war aber sichtlich erfreut, daß seine Fürsprache bei dem Minister so rasch Frucht getragen hatte; und Katharina lobte ihm seine Empfehlung obendrein durch liebevoll glänzende Blicke und ein Kopfnicken voll töchterlichen Stolzes. Die lebhafteste Unterhaltung spann sich ungesucht an die Mitteilungen Harwyns an, und diesem selbst ging in dieser Atmosphäre von herzlichem Wohlwollen, geistiger Anteilnahme und verständnisvollem Eingehen auf alles, was ihm selbst wert und teuer war, recht eigentlich das Herz auf. Seit Jahren entfiel er sich nicht, so warm angeregt und so aus dem Tiefsten heraus gesprochen zu haben! Was waren das aber auch für herrliche Menschen! Bewundernd glitt im Gespräch, das sich bald über das ganze Gebiet der geistigen Interessen der Gegenwart ausbreitete, sein Auge vom Vater zur Tochter, und wieder von der Tochter zum Vater zurück, und ein Gefühl inniger Hineinigung zu diesem edlen Paar quoll beglückend in seinem Herzen auf.

In der schönen Aufgeschlossenheit ihrer Stimmung nahm Katharina keinen Anstand, ihren Gast nach seinen weiteren Lebensplänen zu befragen, und ein rückhaltloses Vertrauen kam ihrer Frage beifällig entgegen. „Ich bin heimgekehrt, um, so Gott will, der Heimat fortan dauernd froh zu werden. Meine Wanderjahre sind für lange hinaus, vielleicht für immer, abgeschlossen: es wird Zeit für mich, den angesammelten Wissensstoff in Ruhe und Stille zu verarbeiten, aus meinen mehrjährigen Studien und Forschungen die sicheren Resultate zu ziehen. Das wird Aufgabe der nächsten Jahre sein. Mit diesem Vorhaben verbinde ich aber noch ein zweites, an dem recht eigentlich mein Herz hängt. Mit allen Kräften zieht es mich zur Jugend hin, zu der frischen empfänglichen hingebenden Jugend unserer deutschen Gelehrtenschulen, der auch mein seliger Vater einst die Kraft seines Lebens geweiht; und an derselben alten ruhmvollen Klosterschule, an der noch heute sein Andenken in Ehren lebt, habe ich mir ein Lehramt erbeten. Da wird im lebendigen Wechselverkehr mit strebenden Knaben und Jünglingen alles frei und nutzbar werden, was bis jetzt in mir gebunden und fruchtlos dalag, und gleichzeitig will ich in der gelehrten Zurückgezogenheit der alten Klosterschule in einem womöglich tüchtigen Buche das Facit meines bisherigen Lebens und Strebens zu ziehen suchen.“

„Bravo!“ rief der Landschaftsrat, lebhaft beistimmend, „das nenne ich mir eine klare Lebensführung, wie sie einem Manne wohl ansteht. Ich bedauere nur eines dabei, — daß wir Sie, kaum gefunden, wieder verlieren sollen!“

Auch aus Katharinens Zügen sprach — ohne Worte, doch darum nicht weniger nachdrücklich — dieses Bedauern: es ließ nicht einmal die Billigung der eben gehörten Pläne zu! Bögernden Tones sprach sie nach einer kleinen Pause gedankenvollen Sinnes: „Wird es denn Ihnen, der Sie so in dem Centrum der modernen Wissenschaft stehen, nicht sehr schwer werden, aus dem örtlichen Mittelpunkt des gegenwärtigen Geisteslebens, aus Berlin zu scheiden. Bedürfen Sie nicht eigentlich dieser Centrale für die volle Verwirklichung Ihrer Pläne und Strebungen?“

Harwyn lächelte. „Berlin ist ein späteres Ziel. Für jetzt schmecke ich, der Vielumtriebene, jahrelang Heimatlos, nach der Raft in lieber vertrauter Umgebung, nach der stillen Sammlung meines Geistes in eng umgrenzter Sphäre, nach dem ruhigen Leben in der alten teuren Vaterstadt, nach der ehrwürdigen Klosterschule, nach Wald und See, den Freudenstätten meiner Jugend. Dort, wenn irgendwo, wird mir ein Werk aus dem Ganzen und Vollen gelingen, und nur so werde ich auch fähig werden, Ihren Erwartungen und Ihren Empfehlungen, verehrter Herr Generallandschaftsrat, Genüge zu thun! Sie glauben nicht, wie sehr mich nach der tiefen Lebensstille jener alten Klosterschule und ihrer kleinen Gelehrtenrepublik verlangt. Das äußere Leben, das hier in Berlin so mächtig flutet, schwindet dort auf ein Minimum zusammen, aber das innere bietet, — den Männern der Wissenschaft wenigstens, — vollen und reichen Ertrag.“

„Ich kann es mir denken!“ entgegnete Katharina, deren gedankenvolles Auge während der warmen Rede des Gastes auf seinen frohbelebten Zügen geruht hatte, „o! ich kann mich aufs tiefste in eine solche abgeschlossene, der harmonischen geistigen Ausgestaltung geweihte Existenz hineinfinden. Hier in Berlin fehlt es ja gewiß nicht an reicher geistiger Anregung, an einer Fülle von Material für strebende Geister; aber die Zerissenheit des Lebens, die Hast und Unruhe, die schon die örtlichen und geselligen Verhältnisse mit sich führen, das Drängen und Treiben in der geistigen Strömung, so ungünstig

für rechte Vertiefung und vollkommene Ausgestaltung des inneren Menschen, neutralisiert die Wirkung jener reichen Bildungsmittel zum größten Teil und fördert ein geistiges Scheinwesen, das einen ernst Strebenden wie eine Karrikatur, eine Frage anstarrt muß. — Nein, nein! Sie sind glücklich ein solches buen retiro in Aussicht zu haben, und sicherlich erfährt die Welt bald mehr von Ihnen. In stillem geschützten Winkel reifen die schönsten Früchte.“

Harwyn lächelte angenehm überrascht. „Für eine Großstädterin haben Sie eine bewundernswürdig ideale Anschauung von einem stillen Gelehrtenleben. Es thut wohl, dergleichen zu hören. Und auch im Ubrigen haben Sie recht. Mein neues Leben wird nicht ohne greifbare Frucht bleiben. Ich trage den Plan eines Werkes, in welchem ich die Ergebnisse meiner bisherigen Studien und Reisen zusammenfassen will in der Seele und gebe es dort zu vollenden.“

„Vortrefflich!“ belobte der Generallandschaftsrat. „Bitte, lassen Sie uns etwas Näheres darüber wissen. Es interessiert mich aufs Höchste!“ — Und Harwyn öffnete das Geheimste seines wissenschaftlichen Heiligthums, und unter seinen anziehenden Darlegungen verging Vater und Tochter der Abend wie im Fluge. „Es war ein Genuß, ihn zu hören!“ sprach der erstere, als Harwyn endlich gegangen war. „Ein wackerer Mann! Und offenbar von großer Zukunft.“ — Rätke nickte still und schlüpfte in ihr Zimmerchen.

Dieser erste Besuch des jungen Gelehrten im Holmschen Hause blieb keineswegs auch sein letzter; vielmehr wiederholte er sich bald und führte zu einem Freundschaftsverhältnis, wie es — nach so kurzer Bekanntschaft — nur wirkliche tiefbegründete Wahlverwandtschaft erklären konnte. Der junge, in Wissenschaft und Leben frühzeitig erfahrene, mit heiterer, auf dem angenehmen Bewußtsein eigener Tüchtigkeit ruhender Zuversicht in die Zukunft schauende Gelehrte war dem Generallandschaftsrat höchst sympathisch, und da beide auch in ihren politischen Grundsätzen sich ziemlich nahe berührten, so ward ihnen öfteres Zusammentreffen erwünscht und erfreulich, und Dr. Harwyn wartete bald die Einladungen in das Holmsche Haus nicht mehr ab, wo, wie er fühlte, sein Ersehnen stets gute Stimmung und angeregtes Geistesleben hervorrief.

Und nicht bloß bei dem Herrn des Hauses, auch nicht bloß auf dem politischen Gebiete! Katharina gewann an den Unterhaltungen ihren vollen Anteil und erwies sich durch Klarheit des Wissens wie durch Schärfe des Urteils durchaus berechtigt zu jener Teilhaberschaft. Mit steigender Bewunderung, die bald zur Bewunderung wurde, nahm Dr. Harwyn von ihrer für ein so junges Mädchen durchaus ungewöhnlichen Geistesreise Kenntnis, fühlte sich von dem überall hervorbrechenden sehnsüchtigen Streben desselben nach Wissen und Erkenntnis lebhaft angezogen. Die vom Vater ererbte didaktische Natur regte sich mit Macht; es erschien ihm lodend und vielverheißend, seinen Lehrberuf schon hier zu erfassen, und so kam Katharinens Wissenshunger zu faum gehoffter, mit innerem Jubel begrüßter Befriedigung. Alles was sie erstrebt und verfehlt, ihr Wissen und ihr Nichtwissen, ihr Können und ihr Unvermögen, ihr heißes Sehnen und ihr schmerzliches Verzagen, alles das lag bald vor Harwyns Geistesauge da, wie ein offenes Buch, voll reichen Inhaltes, aber auch mit vielen leeren Blättern, und es erschien ihm reizvoll und lohnend, von dem ersteren volle Kenntnis zu gewinnen, die letzteren mit dem Reichtum eigenen Wissens zu füllen.

Ein ideales Verhältnis geistigen Miteinanderlebens erküßte nach und nach zwischen den beiden jungen Leuten. Harwyn war ein bewundernswerter Führer und Leiter auf den vielverschlungenen Pfaden der Wissenschaft, welcher sich Katharinens Strebekraft zugewendet hatte, und bald war ihr zu Sinne, nicht als ob sie, wie sonst, schwere steile Wege mühsam erklimme, nein, als schwebte sie mit gelöstem Fittig über die Mühsale des Lebens dahin, erhebe sich mit jedem Tage zu höheren, freieren Zielen.

Sinnend, mit wachsendem Interesse folgte ihrem Geistesfluge das Auge des Lehrers und Meisters; er ermüdete nicht, ihre Schwungkraft mit immer neuer Wissensnahrung zu stärken, ihre Sehnsucht nach immer weiteren, immer höheren Flügen zu steigern; aber schon war er nicht ausschließlich mehr der Gebende; schon bot ihm Katharina für das Empfangene köstliche Rückgabe. Es erging den beiden idealgesimten Menschen nach dem Worte des Dichters:

„Das ist die Wirkung edler Geister:  
Des Schülers Kraft entzündet sich am Meister;  
Doch schürt sein jugendlicher Hauch  
Zum Dank des Meisters Feuer auch.“

Harwyns etwas lässliche Natur fühlte sich durch Katharinens eindringende, ja leidenschaftliche Teilnahme an seinem eigenen Leben und Streben aufs wohlthuendste berührt, oft im tiefsten angeregt. Ideenreich wie sie war, überraschte sie ihn oft durch förmliche Geistesblitze, besenerte ihn in seinen Plänen und Entwürfen, drängte ihn zu festen Entschlüssen, stellte ihm die höchsten und leuchtendsten Ziele. Schon regte sich in seinem Herzen dann und wann die bange Frage, wie er werde weiter leben können, wenn Pflicht und Amt ihn in die Ferne rufe, abgeschnitten von dem beglückenden Verkehr mit dem Holmschen Hause, abgeschnitten vor allem von der zauberhaften Einwirkung von Katharinens enthusiastischer Natur auf die seine; er mochte es nicht ausdenken, wie seine Tage sich gestalten würden, wenn ihnen der Sonnenschein aus den begeisterungsstrahlenden Augen des Mädchens mangelte, der süße Klang ihrer holden Stimme sie nicht mehr durchtönen würde! Trostloser Gedanke! Er verschleuchte ihn mit allen möglichen Mitteln, vor allem mit dem tiefauschöpfenden Vollgenuß der beglückenden Gegenwart.

Dieselbe stand in der That unter ganz besonders günstiger Konstellation. Der Generallandschaftsrat hatte sich bei einer sehr ceremoniösen Beerdigung, deren Mitbegehung ihm seine politische wie sociale Stellung als Ehrenpflicht auferlegt, eine starke Erkältung zugezogen und war durch Nachspruch des Arztes für längere Zeit an das Zimmer gefesselt, auf einen Verkehr in kleinstem Kreise beschränkt worden. So flutete der Gesellschaftsstrom der Hochaison Berlins an der kleinen Villa der Tiergartenstraße vorbei, ohne die Bewohner derselben in seine Wirbel mit hinein reißen zu können, und da überdies jedermann aus der Gesellschaft vollauf beschäftigt war, von den gestrigen Dinern, Suppers, Ballen und Routs sich zu erholen

oder zu ähnlichen Strapazen des heutigen Tages und Abends sich vorzubereiten, so führte vollends nichts das stille, intime Miteinanderleben der drei wahlverwandten trefflichen Menschen, und jeder Tag fast knüpfte die Beziehungen zwischen ihnen fester und fester.

Seltenerweise blieb den Augen des Vaters die Erkenntnis der innigen und immer innigeren Hineinigung Harwyns zu Katharinens verschlossen; höchstens stellte er dessen häufiges Kommen und rasches Bemühen um Vertiefung von Rätkes Geistesleben auf Rechnung von dessen leidenschaftlichem Lehrtrieb; und Katharinens selbst glaubte er, nach den zahlreichen Fällen von Ablehnung zärtlicher Annäherung entschlossener junger Kavaliere, so völlig sicher zu sein, daß er vielmehr seine lebhafteste Freude hatte an dieser geistigen Wechselwirkung, und dieselbe statt zu hindern, vielmehr in jeder Weise förderte.

Eine weitere Begünstigung des vertrauten Miteinanderlebens des jungen Paares erwuchs aus der zeitweiligen Abwesenheit Fannys von Berlin. Bald nach einem mißglückten Versuche, den Bruder seinem wüsten Leben zu entfremden und zur Übersiedelung nach dem väterlichen Lande zu bestimmen, war sie selbst nach dem heimatlichen Wohnort abgereist, um auf den Wunsch des sorgenbeladenen Vaters mit diesem persönlich Rücksprache zu nehmen und die Mittel zu wirksamerer Beeinflussung des verlotterten Bruders eingehend zu erwägen. Dadurch entfiel für Katharina ein großer Teil der Nöthigungen, ihre Nachmittage oder Abende in Fannys Gesellschaft zu verleben, dem klar beobachtenden Auge der munteren Cousine sich aussetzen zu müssen; ungehemmt und ungestört konnte sie sich dem Geistesverkehr mit jenem Manne, der ihr bald als die Verkörperung idealer Männlichkeit erschien, hingeben; ungehemmt und ungestört konnte Harwyn den Bann, in den er das wissenschaftliche Mädchen hineingezogen hatte, fest und fester, bis zur Undurchdringlichkeit gestalten.

## Siebentes Kapitel.

So gingen Wochen und Wochen ins Land, und der Februar brachte die ersten milden Tage, die ersten wärmenden Sonnenblicke, als Fanny nach Berlin zurückkehrte, etwas blässer und ernster als sonst, die Nachwehen der mit dem Vater verlebten kummervollen Tage in Miene und Stimmung, aber sonst zärtlich und anmutig wie immer und vom Onkel geradezu mit einem Freudenjubel begrüßt.

Das Wiedersehen auch mit Katharina war sehr herzlich, weungleich über die Lippen der letzteren ein leiser Seufzer glitt, als Fanny mit munterer Entschiedenheit erklärte, von jetzt an ihren Anteil an des Onkels Pflege beanspruchen zu müssen, und sich sofort für diesen und die nächstfolgenden Abende zum Thee anmeldete, um, wie sie sagte, „ein bißchen zum Rechten zu sehen. Der Onkel sei im Äußeren geradezu verwildert. Von ‚Lamartine‘ keine Spur mehr! Er sei ein Schatten seiner früheren Schönheit und Eleganz!“

Der Landschaftsrat, höchlich ergötzt und für die niedliche Nichte zärtlich eingenommen, benutzte seinen Vorteil, indem er drollig gestand, „nur durch die Sehnsucht nach ihrer lebenswichtigen Gegenwart verzeht und so grausam herunter gekommen zu sein,“ und versetzte sie dadurch in die heiterste Stimmung. Diese bewährte sie auch am Abend beim Thee, an dem sich, zu ihrer nicht geringen Überraschung, auch der „Fremdling vom Museum“ einfand, ohne übrigens sonderlich „fremd“ zu thun. Im Gegenteile, die Vertraulichkeit, die er im Verkehr mit Vater und Tochter bewies (und die für diese beiden nichts Auffälliges mehr hatte) war eine so sichere und intime, daß ihre Wahrnehmung Fanny förmlich befürzt machte. Um so mehr, als Katharina im Verkehr mit dem jungen Gelehrten eine feltame Aufgeregttheit, eine Art fliegender Hitze des Gesprächs und der Geberden zeigte, die ihr sonst nicht eigentümlich gewesen. Sorgend schüttelte Fanny den hübschen Kopf, beschloß, wohl aufzupassen, und ließ in der That selbst während einer langen Schachpartie, die sie mit dem Onkel spielte, das junge Paar, das über Besichtigung und Besprechung eines mittelalterlichen Silberwerkes fast seine Umgebung vergaß, nicht aus den Augen.

„Liebste Rätke!“ flüsterte sie, während die Cousine ihr spät abends freundlich liebevoll beim Einhüllen behufs der Heimfahrt Handreichung leistete, „liebe süße Rätke, darf ich noch eine vertrauliche Frage an dich richten?“

„Natürlich darfst du! Welche Umstände machst du, Franzchen! Das war doch sonst nicht üblich zwischen uns!“

„Nun, nein! Aber mir ist, als sei hier alles anders geworden, seit ich in Rehfelden gewesen, und so war ich mir nicht ganz sicher. Also ein Wort im alten Vertrauen (und sie legte dabei zärtlich den Arm um Rätkes Hals, derselben tief und innig ins Auge schauend): Ist jener Mann dadrinnen, ich meine den Pergamentier, nun wirklich ‚der Rechte‘, der meiner Rätke Lebensglück in seiner Hand und seinem Herzen trägt?“

Katharina erglühte tief unter diesen Worten und Fannys Blicken, stockte einen Moment, antwortete dann aber sicher und fest: „Er ist es!“

„Weil du ihn und er dich liebt?“

„Weil er meinem, ich seinem Leben notwendig bin!“

„Ohne Liebe, ohne tief innige, beglückende, allüberwindende Liebe?“

Katharina antwortete nicht gleich; aber ihre Hand schloß sich wie im Krampf um die der Freundin, und erst nach einer Pause tiefen Aufatmens erwiderte sie mit zitternder Lippe: „Wenn er mich begehrt, bin ich sein und verzehe mich an seiner Seite des höchsten Glückes, dessen ich nach meiner Natur überhaupt fähig bin; zu lieben, wie du sagst, ist mir, du weißt es, von der Vorsehung verjagt.“

„Armes Kind,“ seufzte Fanny mit einem Blick voll zärtlicher Bekümmernis, „also höchstens eine Ehe aus wissenschaftlichem Bedürfnis — großer Gott! Ich bitte dich, liebste Rätke, überleg dir's, als hinge dein Leben davon ab. Ist es doch in der That so, und noch schlimmer —“

„Ich werde nichts Unbedachtes unternehmen.“

„So sag mir vorher davon, ehe du dich bindest —“

„Das kann ich nicht versprechen.“

„Rätke, ich bitte dich.“

„Still! kein Wort weiter davon. Wir sind bis an die Grenze der Sache gelangt.“

„Es sei! Aber ich schweige nur für heute. . . Gute Nacht, liebes Herz! Und Gott sei mit dir!“

Das Heidelberger Universitätsfest im August 1886.

Sie ging, das liebevolle Herz mit neuer, schwerer Sorge belastet.

Die Tage flossen dahin und trugen Gutes und Böses in ihrem Schoß. Dr. Harwyn hatte seine Vocation an die alte Klosterschule erhalten und empfand ein Gefühl reinen Glückes, inniger Gemüthung. In der Stätte, wo er selbst Unterricht und Erziehung genossen, wo er herrliche frohe Jugendjahre verlebte und Beweise herzlicher Zuneigung von allen Seiten erfahren hatte, dort nun selbst als Lehrender aufzutreten und die rühmlichen Traditionen des ehrwürdigen Vaters fortzuführen, in seinem Sinn und Geiste zu wirken und zu streben, es war ihm ein köstlicher, wahrhaft erhebender Gedanke, und im Stillen gelobte er sich, seine ganze Kraft an die Lösung der schönen Aufgabe, die ihm das Vertrauen des Ministeriums gestellt, zu setzen. Aber freilich, was fehlte ihm nicht alles, um würdig in die Fußstapfen seines edlen Vaters treten zu können. Vor seine Erinnerung trat die geweihte Persönlichkeit des teuren Greises, sein liebevolles Walten in Schule und Haus, der schöne Friede des Familienlebens, die zärtliche Mutter, die geliebten Geschwister. — Wie sollte er, einsam und auf eigene Kraft gestellt, den fördernden Einfluß aller dieser wichtigen Elemente ausschließlich selbst ausüben? War er nicht in der alten Heimat fast heimatlos geworden? — Ja, wenn es ihm, dem Vater gleich, vergönnt sein würde, den trauten Herd zu errichten, eine Familie zu begründen, seine Thätigkeit auf die liebevolle Teilnahme einer gleichgesinnten zärtlichen Gattin zu stützen — dann eröffnete sich ihm eine schöne und lachende Aussicht auf volles Lebensglück, auf erfolgreiches Wirken, dann auch konnte er daran denken, der Vaterstadt zu werden, was ihr der Entschlafene so lange gewesen. . .

„Eine gleichgesinnte liebevolle Gattin“ — sein Herz schlug hoch auf, da er halblaut diese Worte vor sich hinsprach und seine Gedanken flogen zu der stillen Villa am Park hinaus, wo die Eine lebte, die aller seiner Träume Verwirklichung, aller seiner Wünsche und Hoffnungen Erfüllung war, — wenn sie es sein wollte. . .

Ob sie es aber wollen würde? . . . Oft hatte er geglaubt, dessen sicher zu sein, und der Blick ihres Auges, das Beben ihrer Lippe, wenn Höchstes und Schönstes zwischen ihnen zur Sprache kam, ließ ihn Erfüllung hoffen, wenn er sprechen würde. Dann wieder war der Glanz ihres Auges erloschen, der Ton ihrer lieben Stimme falt und empfindungslos gewesen und aller Mut, eine Entscheidung hervorzurufen, in ihm erloschen! — doch nun — es sollte das große Wort gewagt werden. Er konnte von Berlin nicht fortgehen, ohne wenigstens die Hoffnung mit hinwegzunehmen; und schreckten ihn einerseits der vornehme Habitus des Holmschen Hauses, der hohe Anspruch, den der Generallandschaftsrat ohne Zweifel an seinen Schwiegersohn erheben würde, die Gewöhnung Katharinens an höchste Lebensgenüsse, die er seitens des Vaters, die hingebende Verehrung, die er seitens der Tochter genoß, zu kühnem Wagnis, und er beschloß mit einer offenen Werbung keinen Tag, der noch Gelegenheit zu ungestörter Aussprache mit dem geliebten Mädchen bieten würde, zu zögern. Schränkte doch Hannys Rückkehr so wie so den freien Verkehr mit ihr unerfreulich ein. Und in dieser entschlossenen Stimmung begab er sich an einem schönen Februartage auf den Weg zur Villa, das jeweilig bang aufsteigende Herzklopfen mit Shakespeares Worten beschwichtigend:

„Sie ist ein Weib, drum darf man um sie werben; Sie ist ein Weib, drum kann man sie gewinnen.“

Mochte es kosten, was es wolle, er mußte Gewißheit haben, und eine holde Stimme flüsterte tiefen Worten der Hoffnung, Worte der Zuversicht.

Sein gutes Glück wollte, daß in demselben Augenblick, wo er die Glocke am Portal der Villa zog, ein hochangesehenes Mitglied jener politischen Partei, der der Generallandschaftsrat angehörte, an der Aufsahrt vorfuhr und den Herrn des Hauses in dringender Angelegenheit zu sprechen beehrte; so geschah es, daß der Politiker dem Liebenden den Weg frei machte, auf dem er allein zu seinem Ziele gelangen konnte. Über einer Statuette der „Sinnenden Muse“, bei deren Betrachtung der junge Gelehrte das teure Mädchen antraf, erschlossen sich in bewegter Zwiegesprache, die das Höchste und Tiefste des Menschendaseins anrührte, beider Herzen rüchhaltlos gegen einander, und als der Generallandschaftsrat nach Verabschiedung seines distinguirten Fraktionsgenossen den Salon betrat, fand er — zu seiner tiefen Bestürzung — ein Brautpaar vor!

Zu seiner tiefen Bestürzung! Und diese galt ebenjowohl seiner Kurzsichtigkeit und Unbedachttheit, wie der Sorge um Katharinas Glück. Er erschraf vor dem Gedanken, die an ein Leben im Großen, an tausend Anregungen, an belebenden und bereichernden Geistesverkehr, an eine immerwährende Förderung ihres Schönheitsgefühls gewöhnte, ja verwöhnte Tochter in das enge Kleinleben einer Landstadt, an die beschränkte Existenz eines schwachbedobenen Lehrers in der Provinz gebannt zu wissen; er erschraf vor der Aussicht, durch ihren Fortgang vereinsamt zu werden, ohne den Trost ihres vollkommenen Glückes dagegen eintauschen zu können. Dennoch bezwang er sich und der über alle seine Bedenken siegenden Vereblichkeit Katharinens gelang es sogar, ihn, nach einigen Tagen schon, die Sache — die dem doch nicht mehr zu ändern war — in leidlich günstigem Lichte betrachten zu lassen und einen nahen Termin für die öffentliche Verlobung von ihm zu erwirken.

Bis dahin verlebten die Liebenden Tage voll schönen Glückes, Tage gestillter Wünsche. Katharina sah ein „hohes Leben“, eine Existenz voll idealer Genüsse vor sich, die ihr jene harmonische Ausgestaltung ihres inneren Menschen sichern würde, nach der sie so lange schon sehnlichst geschmachtet, und sie hatte die Phantastie, ihre Überbedelung von Berlin in das öde Landstädtchen als „eine befreiende Flucht aus Zersplitterung und Geistesverflachung in ein Mysterium voll Lebens im Höchsten und Größten“ zu betrachten. Harwyn, selig im Besitz eines Glückes, das ihm so oft unerreichbar bedünkt, bezwang im Herzen ein Gefühl von Groll über die unverkennbar kühle Aufnahme seiner Werbung seitens des Vaters, und gelobte sich Katharinens ihre standhafte Entscheidung zu seinen Gunsten aus allen Kräften seiner Seele zu vergelten. Ihr Leben an seiner Seite sollte dem Ideale, das sie in ihrer enthusiastischen Seele hegte, so weit gleich kommen, als dies in menschlichem Vermögen lag.

(Fortsetzung folgt.)



Es war um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als auf dem Herrscherthron der Kurfürsten und Pfalzgrafen bei Rhein Ruprecht I. saß, ein weiser Fürst, dem von seinem Kaiser, dem Luxemburger Karl, seines Namens der Vierte, wiederholt selbst die Verwaltung des römischen Reiches in seiner Stellvertretung übertragen wurde. Von seiner Burg auf dem Felsenbühl oberhalb Heidelberg (da wo jetzt die allen Reisenden wohlbekannte Molkerei steht) blickte der hochbetagte Fürst nach einem Leben voller Mühen oft sinnend auf das schöne Neckarthal zu seinen Füßen, auf das weite gesegnete Land umher hinab, und der landesväterliche Wunsch, der üppigen Fruchtbarkeit seines kleinen Reiches auch erhöhte Geisteskultur zuzugewinnen, die Pfalz zu einem Hort und lebendigen Quell der Wissenschaft zu machen, schlug tiefe und immer tiefere Wurzel in seiner Seele. Der Glanz jener von seinem Freunde und Kaiser gestifteten Universität Prag, nach einem Decennium schon herrlich florierend, schwebte verlockend vor seiner Seele: es erschien ihm als ein köstlicher Abschluß seines bewegten Lebens, für Heidelberg, für sein Pfälzerland, für das westliche Deutschland überhaupt eine wissenschaftliche Hochschule ins Leben zu rufen. Da die Wissenschaft dazumal eine Tochter der Kirche war, und eine Universität der Genehmigung des geistlichen Stuhls bedurfte, so holte Ruprecht, endlich fest entschlossen, eine solche von Papst Urban VI., dessen Partei er gegen Clemens VII., Urbans Gegenpapst, nachdrücklich genommen und verteidigt hatte, ein und am 24. Juni 1386 lag die Stiftungsurkunde der neuzugründenden Universität Heidelberg in seinen Händen.

Ausgezeichnete Gelehrte hatte der umsichtige Fürst für seine Stiftung bei Zeiten gewonnen: der hochberühmte Philosoph Marsilius aus Inghen, gefeierter Lehrer der Universität Paris und wiederholt deren Rektor, nun aber von dort um Glaubenssachen willen geschieden, trat an die Spitze; ihm zur Seite Heilmann Wunnenberg aus Worms, Reginaldus von Alva und Ditmar von Ewerthe aus Prag, drei nicht minder angesehene Gelehrte und Redner, anderer, später hinzutretender nicht zu gedenken. — Begeisterter Zuzug und Zuzug aus allen Teilen Deutschlands begrüßte die neue Hochschule: schon nach wenig Monaten zählte dieselbe an 600 Scholaren; Ruprechts sehnsüchtiger Wunsch fand die schnellste und schönste Erfüllung. Mit freigebiger Hand stattete der greise Fürst seine Lieblingsstiftung aus, und was er begonnen, führten seine Söhne und Nachfolger weiter — zu gedeihlichstem Ziele. Ludwig der Dritte, Ruprechts III. idealgestimmter Sohn, legte den Grund zu der weltberühmten „Palatinischen Bibliothek“, andere Fürsten sorgten in anderer Weise für die Blüte der jungen Hochschule.

Die Reformation verwickelte die „Tochter der Kirche“ in schwere Kämpfe: die neue Lehre fand auch hier Verteidiger, und tiefe Risse geschahen in die bisherige Einheit von Leben und Lehre der Universität; aber die „Papisten“ behielten die Oberhand und selbst der vorübergehende Aufenthalt Luthers in Heidelberg vermochte der humanistischen Partei keinen dauernden Halt zu geben. So schieden die tüchtigsten Lehrer aus, und nun sank, unter der gleichzeitigen Einwirkung auch von Pest und Kriegsnot, die Frequenz und Bedeutung Heidelbergs tief herab.

Erst unter Otto Heinrichs Regierung um die Mitte des 16. Jahrhunderts erblühten der Neckar-Hochschule wieder bessere Zeiten; die Reformation wurde eingeführt, der Universität ein freiwissenschaftlicher Charakter verliehen, und von neuem frönte die deutsche Jugend herbei, am Sitz der geläuterten

Wissenschaft edelste Nahrung für Geist und Herz zu gewinnen, sich zu entzünden an der reizvollen Natur des gelegneten Neckarthals.

Der kaum erschlossenen neuen Blüte der Universität machte der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges rauh und wild ein Ende. Das entsehlte Glend des Landes wurde von der Hochschule getreulich geteilt; Lehrer und Schüler zerstreuten sich, und die kostbare, von Ludwig III. begründete Bibliothek wurde von dem siegreichen General der Papisten, Tilly, dem Papste als Geschenk überhandt. Die Blüte Heidelbergs schien für immer gebrochen.

Aber noch hatten Stadt und Universität nicht das Schlimmste erduldet; die schwerste Zeit schuf ihnen der Ausbruch des sogenannten Orleanschen Krieges; der Einnahme und Verwüstung der Stadt durch die Melacische Nordbanden (1693) fielen auch sämtliche Universitätsgebäude zum Opfer; die Hochschule existierte nicht mehr; um wenige noch glaubensnutige Lehrer sammelte sich erst in Frankfurt, dann in Weinheim a. d. B. ein kleiner Kreis von Studierenden; erst sieben Jahre nach Heidelbergs Einäscherung erschloß die Universität (1700) in neu geschaffenen Räumen an alter Heimstätte den Dürstenden den lange versiegten Quell der Wissenschaft.

Aber immer noch waren schwere Nachwehen der Leidenszeit zu übersehen: das ganze 18. Jahrhundert hindurch hat die Universität an diesem Siechthum gekrankt und ist auch materiell endlich durch die französische Besitznahme (1802) so schwer geschädigt worden, daß sie fast aller Existenzmittel verlustig ging.

Mit dem Gipfel des Glends war endlich der Umschwung zum Bessern erreicht. Im Jahre 1803 erfolgte durch die hochherzige Initiative des Großherzogs Karl Friedrich eine vollständige Neubegründung der ehrwürdigen Hochschule: die materiellen Existenzmittel wurden wieder hergestellt, die Unabhängigkeit wissenschaftlicher Forschung von einseitig konfessionellem Standpunkte aus wurde feierlich vom Thron aus proklamiert, und nun frönten von neuem Lehrende und Lernende in lieblicher Neckarthal, in die neuprangenden Hallen der „Ruperto-Carola“, von neuem erlang der Ruhm Heidelbergs

in alle Lande, und in immer festerer und innigerer Berührung mit den Lebenskräften der Zeit und der Nation erhob sich die Pflanzstätte Ruprechts zu höchster und wirksamster Bedeutung für Deutschlands Geistesleben.

Dieser unvergleichlichen Bedeutsamkeit Heidelbergs für das Kulturleben des alten wie des neuen Deutschen Reiches hat die siebenjährige Festfeier des halbttausendjährigen Bestehens der Universität in den ersten Augusttagen dieses Jahres den glänzendsten und nachdrücklichsten Ausdruck verliehen.

Unter Beiwohnung des edlen Landesherrn selbst und seiner hochsinnigen Gemahlin, unter Teilnahme des Kronprinzen des Deutschen Reiches, der im Auftrage seines erhabenen Vaters, des Kaisers Wilhelm, der Universität Grüße und Wünsche zu ihrem Ehrentage überbrachte; in Gegenwart von Deputationen aller Universitäten und Hochschulen des In- und Auslandes, wie auch im Beisein zahlloser ehemaliger Hörer der alten Ruperto-Carola beging der Lehrkörper Heidelbergs das seltene Fest in erhabendster Weise. Dasselbe gliederte sich in drei Haupt-Acte: in den festlichen Empfang der Deputationen und Ehrengäste, in die Festrede in der Heiligengeistkirche und in die Verkündung der von den Fakultäten beschlossenen Ehrenpromotionen. Bei diesen feierlichen Anlässen erklangen Reden und Ansprachen von idealstem Schwunge, wurde die Bedeutsamkeit des Tages in tiefster Weise ausgeschöpft, den Hörenden in bewegendsten Worten ans Herz gelegt! Nie ist in hinreißenderer Sprache die deutsche Jugend, die deutsche Wissenschaft auf jene hohen Mächte hingewiesen, die das Leben der Menschheit regeln und leiten; nie in begeisternderer Weise dem deutschen Volke die nationale Bedeutung der Universitäten dargelegt worden! Wie der edle Rector magnificientissimus, Großherzog Friedrich, erfaßt von der historischen Wucht des Momentes, seinen Empfindungen Worte ließ; wie der allgeliebte deutsche Thronfolger, Kronprinz Friedrich Wilhelm, die Glückwünsche seines kaiserlichen Vaters und seine eigenen darbrachte; wie der Würdenträger der Universität, der Prorektor Immanuel Bekker, der Orator academiae Prof. Runo Fischer, wie alle die Führer der Universitäts-Deputationen der Würde des Ereignisses mit der Bedeutsamkeit des Herzens Genüge leisteten, das waren „Worte des Lebens“, die nicht verhallen werden im Gedächtnis der deutschen Nation! — Um dieselben offiziellen Feierlichkeiten wob und rankte sich eine Fülle von Festlichkeiten, in denen sich namentlich ehemalige und jetzige Studierende, erstere in Erinnerung vergangener unvergeßlicher Studientage, letztere im Hochgenuß erhebender Gegenwart, innig mischten und verbrüdeten: feierliche Umzüge, festliche Gelage, Fackelzug, Kommerse und Bundesfestungen — schöne, trefflich benutzte Gelegenheiten, der idealen Erfassung des Studentenlebens der Gegenwart beredten, oft jugendlich stürmenden Ausdruck zu leihen!

Ein herrlicher, von Professor und Maler Karl Hoff im Verein mit anderen hervorragenden Künstlern entworfener und organisatorisch ausgeführter Festzug krönte am Schlußtage der Festwoche die ganze Feier in unvergleichlich schöner Weise. Die ganze Lebens- und Wirkenszeit der ehrwürdigen Ruperto-Carola zog hier an den Hunderttausenden, die alle Straßen und Plätze Heidelbergs füllten, in gestaltenreichen Gruppen voll zauberischen Formen- und Farbenreizes vorüber und prägte einmal, in kraftvoller Veranschaulichung einer fünf-hundertjährigen Vergangenheit, die hohe Bedeutung Heidelbergs für die Entwicklung des deutschen Geistes, für Wissenschaft, Kunst und Leben allen Schauenden in überzeugender, in erhebender, unvergeßlicher Weise ein.

L. J.



Liebtlich schwebt sie dahin, den gefüllten Krug auf der Schulter  
 Blühende Jugend umfließt schimmernd das weiße Gewand.

**Quellzauber.**  
 Originalzeichnung von Friedrich Bodenmüller.

Stannend sieht es, gestützt auf den Stab, der ruhende Wanderer,  
 Und als die Nymphe des Quells ehrt er die liebliche Maid.

## Ein unechter Bruch.

Novellette von F. von Kapff-Essenther.



Ernesta stieß in einer ihrer lebhaften, mutwilligen Bewegungen an das Eckstückchen, und der kleine allerliebste Amor aus Bisquit lag im nächsten Augenblicke in Scherben auf dem Parkett.

„O, o!“ riefen sie beide erschrocken, Ernesta und derjenige, welcher ihr kürzlich den kleinen Amor geschenkt hatte, Professor Brunn. Um einem Kuß, den er ihr ohne vorher eingeholte Erlaubnis rauben wollte, auszuweichen, war sie an das Tischchen gestoßen. Zwar, der Kuß war nichts so ganz und gar Unlauteres, denn, obgleich ihre Verlobung noch nicht angezeigt worden war — man erwartete dazu Brunn's Ernennung zum definitiv angestellten Professor — waren sie dennoch Braut und Bräutigam. Aber Ernesta liebte es, ihren Verlobten zu necken, und wenn es ihr gerade einfiel, sich nicht küssen zu lassen, nun, so ließ sie sich nicht küssen.

„Wenn es nur kein böses Omen ist,“ sagte sie bekümmert. „Der Himmel bewahre uns!“ rief er mit drolligem Pathos. „Vielleicht können wir den kleinen Kerl wieder zusammenkitten.“ Sie lasen jetzt die Scherben auf; der Amor war nur in drei bis vier Stücke zerbrochen, vielleicht konnte man das hübsche Figürchen wirklich kitten. Aber ein Flügelstück fehlte und wollte sich trotz eifriger Suchens nicht finden lassen. Es war und blieb fort.

„Ein echter Bruch,“ sagte der Professor, „er giebt weniger als ein Ganzes.“

„Und wenn der Bruch ein Ganzes giebt, so ist es ein unechter?“ frug Ernesta.

„Nein, so ist es ein uneigentlicher Bruch; ein unechter Bruch giebt mehr als ein Ganzes.“

„Aber das ist ja ein Unsinn!“ erwiderte das junge Mädchen und ordnete vor dem Spiegel die durch das Herumtrotzen auf dem Parquet etwas derangirte Toilette. „Mehr als das Ganze kann doch nie herauskommen.“

„Wie kannst du nur gleich sagen: Unsinn!“ Du solltest deine Ausdrücke doch sorgfältiger wählen. Wenn ich etwas sage, so ist es mit deiner Erlaubnis in der Regel kein Unsinn; natürlich meinte ich nicht einen in Scherben gegangenen Amor. In der Mathematik rechnet man mit abstrakten Größen oder Einheiten, welche einander gleichartig sind, und von denen man daher gleich große Bruchtheile denken kann, welche mehr als ein Ganzes ausmachen. Ubrigens solltest du das noch wissen, denn man lehrt dies in den Elementarklassen der Mädchenschule.“

„Dir ist das geläufig, weil die Mathematik dein Fach ist,“ antwortete Ernesta gereizt, „aber ich — wozu sollte ich mir das dumme Zeug merken?“

„Das ist kein dummes Zeug, sondern eine sehr einfache logische Denkopration,“ erwiderte er seinerseits gereizt. „Man lehrt überhaupt auf den Mädchenschulen Mathematik, nicht, damit die Mädchen diese oder jene Rechnung ausführen können — die Rechnungen brauchen sie selten — sondern damit sie logisch denken lernen. Nichts ist so logisch, wie die Mathematik; zwei mal zwei ist vier — aber die Frauen sehen durchaus nicht immer ein, daß es so sein muß. Sie brauchen etwas mathematisches Denken.“

„Was willst du damit eigentlich sagen?“ frug sie sehr spitz. „Was ich damit sagen will? Daß es dir nicht schaden würde, ein wenig, ein klein wenig nachzudenken, richtig zu urteilen und zu folgern, und nicht gleich alles, was dir momentan nicht paßt, nicht einleuchtet, Unsinn oder dummes Zeug zu nennen.“

Sie war etwas blaß geworden und biß sich auf die Lippen. „Du hättest eine gelehrte Frau wählen sollen, etwa wie Fräulein Walter, deine Schülerin, an mir geht dein Hofmeistern verloren; ich habe kein Talent und keine Lust zur Gelehrsamkeit.“

Er trat etwas ärgerlich mit dem Fuße auf. „Nun, siehst du, wie oberflächlich du urteilst und redest. Habe ich irgend etwas von Gelehrsamkeit gesagt? Verlange ich etwa von dir, daß du die Algebra studierst, welche ich am Gymnasium lehre, oder gar die, welche ich an der Universität doziere? Verlange ich auch nur, daß du dich dafür interessierst? Ich fordere nur von dir, daß du die weibliche Oberflächlichkeit des Urteils ablegst.“

„Beruhige dich, ich habe deine Erklärung von den unechten Brüchen sehr gut begriffen, ja, ich hätte sie wohl auch selbst gefunden. Aber ich denke nun einmal nicht an derlei, kann nicht daran denken — die ganze Mathematik ist mir gleichgültig.“

„Das ist denn doch wieder ein starker Ausdruck, da die Mathematik mein Lebensberuf ist.“

„Was geht mich das an! Nicht um der Mathematik willen habe ich dich gewählt — ich habe den Mann in dir gewählt, nicht den Mathematiker.“

„Das läßt sich nicht so ganz trennen, wie du meinst. Man nimmt, wenn man seine ganze Arbeitskraft einer so ernstlichen Wissenschaft widmet, eine gewisse Art, in ihrem Geiste zu denken, an.“

„Das sehe ich heute zu meinem Bedauern,“ meinte sie. Beide schwiegen verstimmt; der Rumpf des Amor ohne Kopf, mit einem Flügel und einem Arm, stand kläglich vor ihnen auf dem Eckstückchen.

Er hatte sich an das Fenster gelehnt und blickte hinaus; sie sah ihn verstohlen an und bemerkte, daß das schöne, kastanienbraune Haar, welches sein etwas farbloses, aber edel geschnittenes Gesicht umrahmte, an den Schläfen schon etwas gelichtet war, in wenigen Jahren würde er eine Glaze haben, wie alle Mathematiker. Sie sah nochmals in den Spiegel und ordnete die blonden Stirnlöcher, welche ihrem runden Gesicht so gut standen. Sie dachte daran, wie schwach sie immer im Rechnen gewesen sei; recht sonderbar, daß dieser Mathematiker sich in sie verliebte und sie seine Braut wurde! „Fräulein Walter ist wohl sehr tüchtig in Mathematik?“ frug sie jetzt kalt.

„Das könnte ich nicht gerade sagen,“ erwiderte er, „aber das, was sie zum Abiturientenexamen braucht, wird sie schon erlernen. Sie giebt sich Mühe, sie denkt nach, sie setzt ihre Willenskraft ein, sie ist mit einem Worte: ein Charakter.“

Wie feindlich, wie verlegend ihr seine Worte in diesem Augenblicke klangen, welche ihr bei anderen Anlässen sicherlich harmlos erschienen wären!

„Weißt du, Friedrich — sie mußte ihn so nennen, er wollte durchaus nicht Fritz heißen — es ist doch eigentlich recht sonderbar, daß du Fräulein Walter unterrichtest. Sie ist ein junges Mädchen, und du bist ein junger Mann.“

„Das thut gar nichts zur Sache. Wir beschäftigen uns nur mit der Mathematik. Die Walter ist nicht wie andere Mädchen, welche nur an das Kokettieren denken, — wie böse sie ihn schon wieder ansah, sie bezog alles auf sich — sie hat den Sinn auf ihr Examen, ihre Arbeit gerichtet. Sieh' mich nicht so ungläubig an — es ist so!“

„Ich glaube es ja, aber unpaßend ist es doch; und du wirst mir zugeben, daß es nicht gerade rücksichtsvoll von dir ist.“

„Wie kommst du eben jetzt darauf — bisher warst du doch ganz einverstanden mit der Sache?“

„Ich habe sie bisher doch allzu harmlos beurteilt; ich wußte nicht, daß du eine so hohe Meinung von Fräulein Walter hast, weil sie so fleißig Mathematik studiert.“

„Du verdrehst schon wieder meine Worte!“ rief er erzürnt und sprang auf. „Erlaube, daß ich mich empfehle; es scheint mir unmöglich, daß du heute eines meiner Worte so auffassest, wie es gemeint ist.“

„Und du kannst heute nichts äußern, ohne mich zu beleidigen,“ entgegnete sie. Sie sahen sich feindselig an.

„Warte noch einen Augenblick. Wenn ich dich bitten würde, diese Stunde aufzugeben . . .“

„So würde ich dir deine Bitte rundweg abschlagen. Ich habe mein Wort gegeben, das Mädchen zu ihrem Examen vorzubereiten. Ich schwärme nicht für weibliche Studenten und Doktoren, aber Fleiß und ernstes Streben ringen mir Achtung ab. Auch bin ich mir als Mann nicht des mindesten Vorwurfs bewußt. Deshalb also sollte ich mein Wort brechen? Nein, ich würde es nicht thun.“

„Gut, du wirst es nicht thun; adieu!“

Sie trennten sich kalt. Ernesta blieb in einem unbestimmten Schreck, in einer geheimen Angst vor dem zerbrochenen Amor stehen und starrte das verstümmelte Figürchen an. War es doch ein böses Omen gewesen? Ach, das war Aberglaube. Sie und Friedrich hatten bisweilen Meinungsverschiedenheiten, aber freilich nie waren sie so böse auseinandergegangen, wie heute.

Sie sank auf ein Tabouret vor dem Amor, dessen Vorköpfchen zu Füßen des Rumpfes lag. Warum liebte sie nur gerade diesen Friedrich, diesen „falten“ Mathematiker, diesen jungen Gelehrten, der das Leben so furchtbar ernst nahm? Wenn sie es sich recht bedachte, hatte ihr gerade der Ernst an ihm gefallen. Was er sagte, klang immer so felsenfest, und wenn sie ihm auch widersprach, seine Worte gefielen ihr im Grunde doch. Niemals hatte sie ihm ein Fehl gemacht aus ihrer eigenen Natur, mit Stolz und Trotz hatte sie ihm ihre Launen gezeigt; und sonderbar — er widersprach, aber er zog ihre Gesellschaft der der anderen Damen vor. Sie bemerkte das mit Wonne und Triumph. Mama warnte sie, mit dem jungen Professor so übermüthig umzuspringen, er war doch eine Parodie. Aber sie lächelte zu diesen Warnungen, sie wußte sehr gut, was dem gelehrten Herrn an ihr gefiel.

Auf einem Balle hatte sie ihn kennen gelernt; er tanzte natürlich nicht. Obgleich ein paar hübsche Lieutenants da waren, welche föhlich walzten, interessierte sie der blasse junge Professor, der mit freundlichem Lächeln dem Tanze zusah, mehr als alle die Lieutenants zusammen. Es war recht sonderbar! Sie war das einzige Kind ihrer Eltern, verwöhnt und verhätschelt; sie wußte sehr gut, daß man ihr in der Wahl ihres Gatten volle Freiheit gönnen würde. Sie war erst achtzehn Jahre alt und hatte noch nie ernstlich über diesen Gegenstand nachgedacht; aber so unbestimmt schwebte es ihr doch vor — ein hübscher, schlanker Lieutenant, das war denn doch das Verlockendste. Und jetzt war sie die Braut eines Gelehrten, der als solcher einen Namen hatte, der fünfzehn Jahre älter war, als sie, nicht mehr tanzte, ungeheuer klug und geschickt war und alles besser verstand, wie sie.

Sie dachte jetzt darüber nach, wie sonderbar das war; sehr sonderbar — aber sie hatte ihn doch ganz fürchtbar gern! Als er ihr hier in diesem Zimmer — die Mama war hinausgerufen worden — seine Liebe erklärte, da hüpfte ihr Herz vor Glückseligkeit. Er hatte eine so eigene Art zu lächeln und sie von oben herab zärtlich anzusehen, und das ging ihr ganz anders ins Herz als die Artigkeiten der Lieutenants. O, sie hatte keinen Augenblick lang geschwankt und gezweifelt, gar nicht um Bedenkzeit gebeten, gar nicht — sie hatte gleich mit tausend Freuden „Ja“ gesagt.

Und jetzt, heute, zum erstenmale überlegte sie. Mit ihrem weiblichen Instinkt hatte sie herausgefunden, daß gerade die Unvollkommenheiten ihres Wesens ihn bezauberten. Sie ließ sich gehen, sie entfaltete ihre kleinen, harmlosen Kokettieren, sie kokettierte auch mit ihrer Unwissenheit. Er hatte immer darüber gelächelt, die gelehrten Frauen gescholten; und heute auf einmal begann er sie zu hofmeistern, sich über den Mangel an Logik zu beklagen, Fräulein Walter zu loben, jenes unaussprechliche Ding, welche es den Männern gleichthun wollte. Sie bereitete sich privatim auf ihr Abiturientenexamen vor, um dann die Universität zu beziehen. Ernesta war der Meinung gewesen, ihr Bräutigam halte das Mädchen für einen lächer-

lichen Blauschiff; und heute behauptete er, sie sei ein Charakter! Und sie war gar nicht übel, diese Walter, außerdem noch ein Charakter, und außerdem trieb sie Mathematik! Und sie, Ernesta, sollte ruhig zusehen, wie er stundenlang allein, tête-à-tête, bei der anderen saß, um Mathematik zu treiben — das war doch wohl unerhört!

Sie brach jetzt in Thränen aus. Heute, Mittwoch nachmittags, ging er zu ihr und würde dort mit Genugthuung sich davon überzeugen, daß Fräulein Walter sehr „logisch“ dachte. Was das nun eigentlich war, logisch denken? Genau wußte sie es nicht, nur so beiläufig, etwas wie vernünftig, korrekt, gelehrt, nach der Schnur. Nein, so ging es nicht fort — unmöglich! Friedrich behandelte sie wie ein Kind, mit dem er thun konnte, was er wollte, das keine Rechte hatte, weil keine Vernunft, keine Logik. Aber er sollte sich überzeugen, daß sie kein Kind war, daß sie ihre Rechte zu wahren wußte. Dieses Verhältnis mit der Walter konnte sie unmöglich dulden; sie wiederholte sich das Wort „unmöglich!“ Und es war in der That unmöglich; denn sie fühlte, während sie daran dachte, daß er jetzt zu jenem Mädchen ging, ein Herzweh, welches ihr glühende Thränen in die Augen jagte.

Diese „Stunde“ erschien ihr jetzt ganz anders. Vorher hatte sie gedacht, er wäre selbst immer froh, wenn die Stunde vorbei sei, und heute fühlte sie ganz genau, daß er gerne dorthin ging — ja, ja — sehr gerne! Aber darf ein Mann, der eine verlobte Braut hat, gerne zu einem anderen Mädchen gehen? Gewiß nicht! Freilich, er sagt, es geschehe wegen der Mathematik; aber wer bürgt dafür, daß die Mathematik dem Fräulein Walter nicht nur ein Vorwand war, mit ihm zu kokettieren, der ihr, Ernestas, Eigentum war. Und trotz seiner Versicherung erschien es Ernesta in diesem Augenblicke ganz sicher, daß die Studentin mit ihm kokettierte, ja, daß sie in ihn verliebt war. Dem mußte ein Ende gemacht werden.

Sie ließ den zerbrochenen Amor, mit dem sie in Gedanken verfunken gespielt hatte, stehen und lief in ihr Zimmer. Sie setzte sich an ihren hübschen, mit allerlei Nippes und Bibelots vollgepfropften Schreibtisch und schrieb:

„Lieber Friedrich!

Ich habe sehr lange und sehr ernstlich über unseren Streit nachgedacht. Du hast Recht — ich bin jetzt wirklich zu gedankenlos gewesen, aber in dieser Stunde habe ich alles nachgeholt. Du hast mich heute sehr geringschätzig behandelt, wie ein unverständiges Kind. Ich bin es nicht mehr, aber ich will Dir Deine Geringschätzung verzeihen. Doch bitte ich Dich dafür, die Stunden bei Fräulein Walter sofort zu kündigung. Ich bitte Dich sehr ernstlich darum. Der Gedanke an diese Stunden ist mir peinlich, und ich glaube auch, daß es Deine Pflicht ist, mir einen berechtigten Wunsch zu erfüllen. In dieser Hoffnung Deine Dich liebende Ernesta.“

Sie sandte den Brief durch das Hausmädchen fort, so daß er ihn finden mußte, wenn er von Fräulein Walter kam. Sehr befriedigt ging sie an diesem Abend zu Bett. Ihr Brief war doch „logisch“? Friedrich konnte nicht umhin, ihre Bitte zu gewähren, und das erfüllte sie mit Genugthuung.

Am folgenden Vormittag brachte ein Dienstmann seine Antwort. Sie lautete:

„Meine kleine Nest! Wenn ich Dich wirklich gekränkt habe, meine süße Kleine, so will ich Buße thun bei Dir; aber bei Dir! Meine Beziehungen außer Deinem Hause möchte ich aber doch davon ausnehmen. Sie sind völlig berechtigt und vorwurfsfrei, weshalb sie von keiner Buße erreicht werden können; dann sind es Pflichten — verzeih, daß ich darüber meine eigene Meinung habe! Ich werde ein gegebenes Wort — ich gab Fräulein Walter das meine — ohne triftigen Grund nicht zurücknehmen, und ein solcher liegt nicht vor; denn mein Gewissen ist ebenso rein, wie das meiner Schülerin. Du opferst mir also diese allerliebste Laune, meine Ernesta — und nun kein Wort mehr von Fräulein Walter; ja? Von Herzen Dein Friedrich.“

War das nicht etwa empörend? Sie fühlte sich auf das tiefste gekränkt — sie war wütend! Wie obenhin er sie abthat — wie er ihren Wunsch, ihre Bitte als Laune behandelte, der nachzugeben seiner unwürdig wäre! Sollte sie ihm nochmals schreiben? Nein, er würde sie ebenso hochmüthig, ebenso herzlos abfertigen, er sollte nur kommen, wie gewöhnlich. Und er kam.

Sie schmolte, sie war kalt und unfreundlich. Er lächelte anfangs, neckte sie, dann wurde auch er verstimmt und ärgerlich. Als die Mama sich, da ein Besuch für sie gekommen war, entfernte, sagte er sehr ernst: „Ich bitte dich, liebe Ernesta, deine Laune etwas zu beherrschen, sie steht dir gar nicht gut.“

Jetzt brach sie in Thränen aus, jetzt ergoß sich das Sturzbad von Anklagen über sein schuldiges Haupt. Er liebte sie nicht, er achtete ihre Rechte nicht, ihre „Würde“ nicht, er tändelte nur mit ihr. Sie konnte so nicht glücklich sein, so nicht leben u. s. w. Aber es war unerhört — alles machte so gut wie gar keinen Eindruck auf den Fühllosen; er blieb völlig ruhig, völlig ungerührt. Er bemerkte nur gelassen mit einem kleinen Seufzer: „Ich hätte solche grundlose, solche kindische Ausdrücke nicht in dir gesucht; es thut mir sehr leid, dich so zu sehen.“

„Ich passe nicht für dich, willst du sagen!“ rief sie schluchzend. „Ich bin zu kindisch; eine Gelehrte würde dir besser gefallen. Du liebst mich nicht!“

„Das sagst du mir schon zum vierten oder fünften Male; aber du irrst, wenn du glaubst, ich werde bei jeder dir passenden Gelegenheit in eine Liebesbeteuerung ausbrechen. Über derlei jugendliche Eruptionen bin ich hinaus; meine Stellung hier im Hause ist der Beweis meiner Liebe, es bedarf keiner weiteren Beteuerungen.“

Diese Worte bezwangen sie einigermassen. „Wenn du mich liebst, warum willst du die Stunde bei Fräulein Walter nicht aufgeben?“

Was aber geschah jetzt? — Er, der bisher so ruhig gewesen war, stampfte zornig mit dem Fuße auf den Boden und rief: „Schon wieder? Sagte ich dir nicht, dieser Gegenstand ist abgethan?“

Das war denn doch zu viel. „Ich bitte dich, mich allein zu lassen,“ sagte sie mit wirklicher Würde.

Er blickte etwas betroffen vor sich nieder; er mochte fühlen, daß er etwas zu weit gegangen war. Nun erhob er sich — wird er gar nichts thun, sie zu verzeihen? Er steht unentschlossen da, nimmt seinen Hut, sieht sie fragend an; sie wendet sich ab — er grüßt förmlich — er geht!

„Habt ihr euch schon wieder gezannt?“ rief die Mama, „das ist ja jetzt tägliche Ordnung. Aber Ernesta, was soll das werden, wenn ihr erst verheiratet seid?“

Ernesta erwiderte nichts, sie verschluckte ihre Thränen und ging in ihr Zimmer. Sie schrieb ihm einen langen, langen Brief, mit der Pointe, daß er sie nicht liebe; sie würden, sie könnten niemals glücklich werden. Er antwortete:

„Liebe Ernesta!

Meine Werbung widerlegt deinen Vorwurf, daß ich Dich nicht liebe. Mein Charakter duldet durchaus keine andere Auslegung meiner Werbung um Dich. Aber auch in mir ist jetzt die Befürchtung erwacht, daß wir nicht zu einander passen, daß mein Leben zu ernst, zu schwer für Dich ist. Hole also nach, was Du im ersten Augenblick veräumt, prüfe Dich, überlege! Ich werde Dir indessen fernbleiben und gebe Dir volle Freiheit; Deinen Wunsch, ich möchte die Stunden bei Fräulein Walter kündigt, erfülle ich, denn jetzt allerdings ist es eine Notwendigkeit; mein Fernbleiben von Dir könnte der Sache eine Deutung geben, welche der Wahrheit nicht entspricht. — Verzichte, wenn Du kannst, daß ich nicht weiter von meinen Gefühlen spreche, es ist nun einmal meine Sache nicht. Wie immer Dein

Friedrich.“

Zitternd, begehend las sie diesen Brief; er befürchtete jetzt ernstlich, daß sie nicht für einander paßten, und sie — sie hatte das gar nie befürchtet, sie hatte das nie so gesagt! Sie ärgerte sich nur wegen der Walter, und er hatte die Stunde bei dieser gekündigt! Ihre Eifersucht war grundlos gewesen, er aber, er gab ihr die Freiheit zurück! Es war ein Bruch, ein wirklicher, ein „echter“ Bruch. Ihr Zorn, ihr Ärger waren verloren; er ging ja nicht mehr zu Fräulein Walter.

Ernesta bereute jetzt, sie bereute in heißen Thränen; was aber sollte sie thun? Er hatte ja gesagt, daß sie nicht für einander paßten, wie sollte sie ihm das Gegenteil beweisen? Sie hatte die Scherben des kleinen Amor in ihr Zimmer genommen und betrachtete sie bekümmert. Ach, es war doch ein böses Omen gewesen. „Ein echter Bruch“, hatte er mit seiner ruhigen Bestimmtheit gesagt, und es ward wirklich ein „echter“ Bruch. Sie versuchte sich einzureden, daß es so gut sei, sie paßten nicht zu einander, aber es wollte ihr durchaus nicht einleuchten. Vielleicht leuchtete es ihm auch nicht ein, und er kam wieder.

Aber Tag um Tag verging, und er kam nicht wieder. Sie hätten sich sehr gezannt, sagte sie zur Mama; diese ward besorgt, und Ernesta mußte sich zwingen, ein gleichgiltiges Gesicht zu machen. Und wenn er nicht wiederkäme? Was lag daran?

Eines Tages erschien eine Schulfreundin bei ihr. „Weißt du schon die große Neuigkeit?“ Marianna Walter heiratet, sie tritt vom Abiturientenexamen zurück. O, ich sagte es immer, es ist nur ein Vorwand gewesen, ungeniert mit den Herren zu verkehren. Sie nahm sich junge Professoren, und nun sie einen gekapert hat, giebt sie gleich ihr Studium auf.“

Ernesta fühlte, wie sie erleichte, dann errötete; gewiß, es war Dr. Brunn, es war ihr Friedrich — o, sie hatte es ja gewußt!

„Kate, wen?“ frug die Freundin.

„Was weiß ich, es ist mir ja auch ganz gleichgiltig.“

„O, lüge nicht, es ist dir nicht gleichgiltig, du bist ganz blaß geworden! Du dachtest, am Ende sei es Professor Brunn, dein getreuer Anbeter; aber beruhige dich, es ist der andere, der sie Griechisch und Latein lehrte — Professor Meiersberg, nur ein Witwer, aber ein hübscher, ansehnlicher Mann.“

„O, es ist mir ganz gleichgiltig, ich versichere dich, und wenn es auch Dr. Brunn wäre, er hat mir wohl sehr den Hof gemacht, aber er paßt doch eigentlich nicht für mich.“

Und im Stillen sagte sie sich: „Es ist doch merkwürdig, daß man so oft, so leicht das Gegenteil von dem sagt, was man glaubt.“

Die Kollegen des Professor Meiersberg veranstalten ein kleines Fest zu Ehren des Letzteren, welcher nach einer entfernten Universitätsstadt versetzt wurde und dahin seine junge Frau mitnehmen wollte.

„Es ist lächerlich“, sagte Ernesta, „ein Fest ohne Tanz ist doch keines; und sie sind lauter alte Herren. Dr. Brunn ist der jüngste, und der tanzt nicht mehr. Es ist lächerlich!“

Aber Brunn schickte ihr und ihren Eltern eine Einladung, und sie fand die Sache nicht mehr lächerlich. Es war seltsam, daß er sie zu diesem Verlobungsfeste einlud. Mama meinte, das Böse sein habe schon ungebührlich lang gedauert, es wäre die höchste Zeit, daß Dr. Brunn einen entscheidenden Schritt thäte. Ernesta wollte immer zu der Mama sagen: „Es ist kein Böse sein, es ist ein Bruch, ein echter Bruch.“ aber sie brachte das Wort nicht über die Lippen. Niemals war sie mit so schwerem Herzen, mit so eigentümlicher Beklemmung zu einem Feste gegangen, wo getanzt wurde. Sonst schwebte sie schon zu Hause wie im Tanze — heute hafteten ihre Füße bleiern am Boden.

Professor Brunn empfing sie und ihre Eltern an der Thüre des Saales. Er sagte „Sie“ und „Fräulein“ zu ihr, aber in der Gesellschaft hatte er das noch immer gethan; er sah sie indes dabei eigentümlich ernst an, und sie fühlte deutlich, daß er sie zu diesem Feste geladen hatte, um sie zu sprechen, um eine letzte, unwiderrufliche Entscheidung herbeizuführen.

Die Gesellschaft war sehr heiter; Fräulein Walter und ihr Bräutigam schienen sehr glücklich. Man scherzte sehr viel über dieses Ziel weiblicher Gelehrsamkeit, und die glückliche Braut ließ sich das Lächeln gefallen.

Ernesta tanzte sehr viel; zwar, es gab heute keine Lieutenants, aber eine Menge hübscher, tanzlustiger Studenten. Professor Brunn spielte eine recht „alte“ Rolle, die Studenten waren sehr respektvoll gegen ihn, und natürlich tanzte er nicht und sah herablassend zu — er sah nach ihr. Plötzlich trat er auf sie zu und bat sie um eine Quadrille; früher hatte er auch Quadrillen nicht getanzt. Sie geriet in große Verwirrung, sie hatte keine Quadrille frei, aber die letzte gehörte dem Bruder ihrer Freundin, einem Primaner. Mit dem wollte sie weiter keine Umstände machen, ihn bedenken, beschwichtigen, und sie sagte Brunn die letzte Quadrille zu.

So tanzte sie wirklich mit ihm — zum erstenmale. Er war freundlich, artig, als wäre sie ergebend eine gleichgiltige Tänzerin. Nachdem der Tanz zu Ende war, führte er sie in eine isolierte Fensternische und setzte sich neben sie. Jetzt begriff sie erst seine eigentliche Absicht mit der Quadrille; er hatte ihrer nicht anders habhaft werden können, denn die Tänzer belagerten sie heute förmlich.

Sie wurde wieder ganz verwirrt. Zu ihrem Schrecken sagte er: „Finden sie nicht, Fräulein, daß Fräulein Walter sich durch ihre Brauttschaft sehr zu ihrem Vorteil verändert hat?“

„Ja, ich finde es auch —“ stammelte sie, und fester setzte sie hinzu: „Es war ihr nicht Ernst mit dem Studium.“

„O, doch“, sagte er mit seiner bekannten Entschiedenheit, „es war ihr Ernst; aber die Liebe war stärker. Sie und Meiersberg passen auch sehr gut zusammen. Sie hat eine ernste Weise, das Leben zu führen, er ist ein wenig leichtsinnig und leichtblütig, ohgleich über die erste Jugend hinaus. Übrigens ist sie ein dreißig- bis vierundzwanzigjähriges Mädchen, das ist gut. So ganz junge Mädchen sollen sich nicht binden, sie sind sich noch nicht klar über das, was sie wollen; meinen Sie nicht, liebe Ernesta?“

Da war es! Er sprach so milde, aber auch so väterlich gönnerhaft; er nannte sie liebe Ernesta, aber er wollte, wollte noch immer den Bruch. Zuerst rief es in ihr: „O, ich bin mir ganz klar — ich wähle dich!“ aber ihre Lippen sprachen: „Vielleicht haben Sie recht, Herr Professor — Sie sind ja so klug und erfahren.“

Er verfärbte sich ein wenig und stand auf. Jetzt ging es ihr wie ein Messer durchs Herz: — es war zu Ende — der Bruch war ein endgiltiger geworden! Der ganze Saal verzuckelte vor ihren Augen, ihre Sinne verwirrten sich, und plötzlich fiel ihr etwas ganz Dummes ein, sie sagte: „Denken Sie, Herr Professor, wir haben das Flügeltchen des Amor wiedergefunden, die Figur ist gekittet. Es war doch kein „echter Bruch.““

Er war stehen geblieben und sah sie an. Sie wurde glühend rot; jetzt erst bemerkte sie, daß die Worte doppeldeutig klangen: „Es war kein echter Bruch.“

Und er wiederholte mit eigentümlicher Stimme: „Es war also kein echter Bruch — ein uneigentlicher — vielmehr gar kein Bruch.“

Plötzlich verlor sie die Fassung; mit erstikter Stimme stammelte sie: „Ach, nein — nein — es war kein echter Bruch.“

Er faßte ihre Hände. „Süße Nestä — soll es, kann es noch ein Ganzes werden?“ Ich bin mir klar — es war ein Ganzes.“ Er sah sie mit zärtlichem Blick an.

„Ich bin mir auch klar — ich habe denn doch zu sehr den Schulmeister gespielt; aber es soll nicht mehr vorkommen. Kannst du mir verzeihen?“

„Und du mir? — Ich war so albern und so eigensinnig, es wird nie mehr geschehen!“

„Ach, meine kleine Nestä, dann wird es ja mehr als das „Ganze“ — wir werden mit Bewußtsein gegen unsere Fehler ankämpfen.“

„Ja, ja!“ jauchzte sie, „es war ein ganz und gar unechter Bruch!“ Sie hielten sich an den Händen, sie konnten sich nicht in die Arme fallen, die wieder vereinigten Bruchteile, um ein „Ganzes“ zu bilden, denn die ganze Gesellschaft konnte sie sehen. Aber es war nun alles — alles wieder gut!

### Aus der französischen Lyrik.

#### Die alte Jungfer.

(Nach André Chénier.)

Das Haus, das sie bewohnt, steht ganz am Ende Der kleinen Stadt in öder Einsamkeit, Es ist ergraut im Kampf der Elemente, Und auf dem Hof macht sich das Unkraut breit. Nur selten tritt sie aus dem Bann der Wände, Bei alten Leuten schwindet ihre Zeit, Die Jugend stoh aus solcher Haft behende; Ihr blieb nur Armut und des Siechthums Leid. Ergrünten sonst im Lenz die wilden Aeben Am Fenster ihr, hat oft sie wohl gefragt: „Kommt heut das Glück?“ und fühlt ein süß Erbeben — Das Alter kam — das Glück blieb ihr verjagt. Da hat sie sich in ihr Geschick ergeben — „Wann kommt der Tod?“ ist alles, was sie fragt.

#### Die Schönheit.

(Nach Madame Deshoulières.)

Warum willst du das Glück der Schönheit preisen? Zu hohem Gut erhebt sie nur der Wahn. Ihr Unwert ist erkannt von allen Weisen Und Leid und Kummer folgen ihrer Bahn. Wohl ist es wahr, dem schönen Weibe fliegen Die Herzen zu, wo es erscheinen mag. Der stärkste Mann muß ihrer Macht erliegen, Doch ach! die Wehmut folgt den flücht'gen Siegen — Die Schönheit währt nur einen Sommertag.

Uina Githner.

### Die Heidelberger Festfeier und die Frauen.

Ein wunderbares Fest durchwogte acht Tage lang die Straßen Heidelbergs, wunderbar nicht nur wegen des äußeren Pompes, nicht nur wegen der glänzenden Namen, durch welche die Throne Deutschlands, die Wissenschaft Europas vertreten waren, sondern vor allem wunderbar wegen des idealen Aufschwunges, welcher Tausende von Herzen in eine reine Geisterregion emporhob.

Und woher dieser seltsam ideale Charakter des Festes? Genügt die Erinnerung an ein halbtausendjähriges Bestehen irgend eines Institutes, um eine so durchgeitigte Feier zu erklären? O, nein! Es war nicht allein die Universität, deren altersgraue Mauern die Begeisterung weckten, es war das erhebende Gefühl, daß die Freiheit der deutschen Lehre und die Freiheit des deutschen Bürgentums die Probe eines halben Jahrtausends bestanden haben.

Die akademischen Ideale, sie sind's, die in Heidelberg die Brust der Festteilnehmer durchglühten, sie sind's, welche dem Feste eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende kulturgeschichtliche Bedeutung verliehen. Die Pfleger und Heger dieser Ideale kamen aus allen Richtungen der Windrose zu-

sammen; sie schüttelten sich die Hände, sie sahen einander in die Augen und in die Herzen hinab und sie gestanden sich froh: Noch heute ist der glanzvolle Schimmer des akademischen Ideals nicht verblichen; noch heute umstrahlt er die Hochschulen Deutschlands und nährt die tiefsten Hingabe an Wissenschaft und Kunst, an die Ideen der Freiheit und der Kultur.

Freilich waren die Heger und Pfleger des akademischen Ideals nicht vollzählig erschienen. Oder glaubt man, daß ihre Zahl mit den sporenkittenden, dreifach bebänderten Burden, mit den Staatswürdenträgern, mit den professoralen Dignitäten und den tausend ehemaligen Hörern, die sich wieder einmal um die Ruperto-Carola geschart hatten, erschöpft sei?

Vergißt man die vielen Väter, welche in harter Arbeit mit der Not des Lebens geringen haben, damit ihre Söhne des Segens der akademischen Erziehung teilhaftig würden? Vergißt man vor allem die Mütter, deren Herz vor Stolz und Bangen pocht, wenn ihr Junge in das Land der studentischen Freiheit hinauszieht? Vergißt man die Schwestern, die die akademischen Ideale mit ihren Brüdern fühlen und oft länger und lebendiger, als selbst diese, in ihren Herzen bewahren? Vergißt man endlich so manche Freundin dieser Schwestern, welche den Musenjöhnen in dem wilden Treiben des univertitären Lebens den Studienmut aufrecht erhalten, den Sinn vom Gemeinen zu reiner Höhe hinarziehen und den Jubel ihres Sehns und Strebens bilden?

Ja die Frauen sind enge mit dem deutschen Universitätsleben verknüpft, ehedem und jetzt. Diese Verbindung ist ein eigenes Kapitel in der deutschen Kulturgeschichte. Das Weib des deutschen Professors, die deutsche Studentenbraut — welche ein Schimmer von Poesie umfließt beide Namen — welche ein Heldentum — welche eine Überwindung von Leid und bangem Warten durch die Kraft der Gemüter liegt in ihnen ausgesprochen! — Giebt es idealere und rührendere Frauen-gestalten, als die Frau eines Fichte, eines Gottfried Kinkel?

Kein Boden aber mahnt beredter an die himmlischen Rosen, die das Weib in das irdische Leben des Studententums geslochten, als der Alt-Heidelberg! — Hier, wo die Natur das akademische Leben mit einem nie wextenden Kranz von Schönheit und Lebenslust umwunden — hier hat man den Einfluß des Weibes und zwar nur den guten, befehlenden, emporziehenden von jeher empfunden.

„Klar ziehn des Stromes Wellen, Blaue Auglein blitzen drein“

sagt der Dichter Heidelberg — und er hat den Musenjöhnen aus der Seele gesungen! — Freilich auf dem Feste hatte man so gut wie ganz vergessen, der Bedeutung der Frau zu gedenken. Die Männer der strengen Wissenschaft lieben es bei solcher Gelegenheit, das Weib zu übersehen, obwohl doch dieses erst ihm die behaglichen Bedingungen bereitet, ihre schöne Aufgabe: die Erleuchtung der Menschheit und die Heranbildung der Jugend zu erfüllen. In ihrem Herzen aber behauptet das Weib noch immer den Platz, den ihm die Begeisterung der Jugend angewiesen, und nur der Ausdruck des Gefühls wird mit den Jahren leiser, fast möchte man sagen verschämter.

Um so lauter jubelt die akademische Jugend die Verehrung des Weibes in ihren Liedern in die Welt hinaus. Oftmals freilich wird die Frau oder das Mädchen gewöhnlichen Schlages wenig erbaut sein von der wunderbaren Form dieser Verehrung. Nicht selten hat sie hier etwas Übermütiges, fast Hohes; dort etwas Unbeholfenes, fast Krabbenhafes. Wenn aber ein Weib, welches die Eigenheit der freien, ungebundenen, kraftstrotzenden, männlichen Jugend zu würdigen versteht, ein Kommerzbuch durchblättert, so wird sie überrascht werden von der Summe innigsten, tiefsten Gefühls, das ihrem Geschlechte entgegengebracht wird, da werden ihr die Verse einfallen:

„Da singt es und da klingt es von einem Zauberland,“

und dieses Zauberland ist das studentische Herz, in welchem viel wildes Gestrüpp, viel krüppelhafte Stämme, viel unentwickeltes Blattwerk emporstiebt; in dem aber auch wunderbare Partien von frischem Lebensreiz und üppiger, fruchtversprechender Blütenpracht sich ausbreiten. — Wenn die Frauen immer wüßten, welch ein reiner, uneigennütziger, hingebungs-voller Drang in der Brust vieler dieser Jünglinge lebt, dann würden sie weniger leichtfertig über die sogenannten Jugend-thorheiten hinweggehen. Wie viele Menschen haben nur einmal im Leben ein wahres, kräftiges Gefühl besessen und dieses Gefühl war — eine Jugendthorheit.

Die Frauen haben eine instinktive Hineigung zu dem akademischen Bürgertum. Ganz gewiß ist die Frische und der Jugendübermut, der in ihm zur Erscheinung kommt, nicht der einzige Erklärungsgrund dafür. Denn wie bald verwandelt sich der sprühende Lebensüberschwang der Jugend in den Ernst des forschenden Mannesalters und nicht selten in die lächerliche Pedanterie des Stubengelehrten. Und dennoch giebt es wenig Lebensziele, die einer deutschen Jungfrau erstrebens-werter erscheinen, als einstmals Frau Doktor oder Frau Professor zu heißen. Was das tiefe Wohlwollen, welches die Frau sowohl den Lehrenden als den Lernenden an den Universitäten darbringt, erklärt, ist das instinktive Bewußtsein, daß in keiner Gesellschafts-schicht ihr Geschlecht eine höhere Achtung genießt. Die Frau ist den akademischen Bürgern immer noch das hohe, reine, verehrungswürdige Wesen geblieben, als welches sie in den Liedern gepriesen wird. Man sehe um sich in der weiten Welt. Ist nicht die Frau in den erwerbenden Schichten der Gesellschaft vielfach eine Ware geworden, eine Staffel zu Reichtum und Einfluß? Es ist geradezu auffallend, wie wenig dieser „praktische“ Gesichtspunkt bei der Beurteilung des weiblichen Geschlechts in univertitären Kreisen ins Gewicht fällt. Freilich hat ja die Neuzeit auch die häßliche Erscheinung zu Tage gefördert, daß Schwäger- und Schwieger-schaften als wesentliche Qualifikation für akademische Lehrstühle angesehen werden, indessen sind diese Erscheinungen immer noch vereinzelt und man muß hoffen, daß sie in Wälde gänzlich verschwinden werden.

Deutschlands Frauen haben mit nicht weniger Stolz als die Männer auf das Jubelfest der ältesten Universität geblickt. Dürfen wir uns unserer Hochschulen und des Geistes rühmen, in welchem dort der edelste Teil unserer Jugend gepflegt wird, so werden wir uns dankbar erinnern müssen, daß auf Charakter und Sinnesart dieser Jugend die deutsche Frau einen bestimmenden Einfluß gehabt hat. Mag sie ihn als Mutter, als Schwester oder als Braut ausüben — er soll geeignet sein.

Fritz Kirchberg.

Allerlei fürs Hauts.

Erprobte Methode für Hauswäsche. Man kaufe aus einer guten Droguerie gleiche Gewichtsteile Terpentinöl und Salmiakgeist, schüttele diese Mischung gut durch und nehme von ihr auf einen üblich großen Eimer Wasser ungefähr so viel, wie in einen Porzellanbecher hineingeht. Nachdem man die zu waschenden Wäschestücke in hölzernen Fässer fortieft hat, gieße man am Tage vor dem Waschtage so viel abgestandenes Wasser auf dieselbe, daß solches gut übersteht. — Sie wird nun, kalt, tüchtig mit weißer Seife zunächst aus dem Einweichwasser herausgerieben, — dann eingeseift und mit kaltem Wasser zum Kochen aufgesetzt. Nachdem sie tüchtig gekocht, nehme man sie mit hölzernen Quirlen aus dem Kochwasser und wasche sie nun in reinem, heißem Seifenwasser noch einmal durch. Das letztere stellt man sich am besten mit der sogenannten weißen Sägefeife her. Dann wird die Wäsche tüchtig in kaltem Wasser ausgespült, hernach mit bestem Ultramarinblau gebläut und nach Bedürfnis gefärbt. Das Waschen in dieser Art greift weder Stoffe noch Farben an und kann jedem, dem darum zu thun ist, das teure Leinwand zu konservieren und sich dasselbe schneeweiß zu erhalten, empfohlen werden. Es ist meiner Erfahrung nach auch die sparsamste Art zu waschen, denn man gebraucht verhältnismäßig wenig Seife, und da die erste Wäsche kalt geschieht, noch weniger Feuerung dazu. (Wir haben dieser Methode, früher wiederholt Erwähnung gethan. Wir glauben indes nicht, daß nach vorstehender Vorschrift gewaschene Wäsche jeder Art „schneeweiß“ erhalten werden kann. Sicher ist, daß das, was man beim kalten Waschen an Feuerung erspart, durch größeren Aufwand von Seife, Arbeitskraft und Zeit reichlich ausgewogen wird. D. Red.)

Für den Toilettenfisch. Wenn man meiner Großmutter Clogen über ihren bis ins späteste Alter hin guten Teint sagte und sie darüber beglückwünschte, daß derselbe Gemeingut der Familie, weiblicherseits, geworden war — lächelte sie verbindlich, behielt aber das Geheimnis, dem sie die selten frische und zarte Haut ihrer Töchter und Enkel zuschrieb, für sich. — Sie meinte aus voller Überzeugung, daß einzig, außer der einfachen Diät, die wir beobachten mußten, und der größten Sauberkeit, die uns anerzogen war, das sanfte Frottieren unseres äußeren Menschen vermittelt eines weichen Ledertuchs die Ursache unseres vielbenedeten Teints sei. Wir mußten daselbe vornehmen, wenn wir uns nach dem Waschen mit kaltem Wasser und weißer Seife tüchtig mit einem gewöhnlichen leinenen Handtuch abgetrocknet hatten. Es ist ein solches Frottieren äußerst angenehm, da es die Haut durchaus nicht erhitzt, sondern im Gegenteil dieselbe erfrischt fühlt. Deshalb führte meine Mutter uns nie zum Ball, ohne sich ein verborgenes Ledertüchlein einzustecken, welches von uns gern zur Abkühlung benutzt wurde. Sie gewann solche Toilettentücher aus Rehfellen, die sie fein gerben ließ, und wenn solche nicht ausreichten, wurden vom Gerber feine Fensterleder dazu gekauft. Wir zackten mit einer Schere uns die Tücher niedlich aus. Die Toilettenleder können bei unzureichender Wäsche nicht als solche weiter benutzt werden, weil sie leicht hart trocknen. Bei unserem Waschverfahren halten sie sich jahrelang. — Wir lassen sie nämlich in lauwarmem Seifenwasser, dem etwas Soda zugesetzt wurde, öfter tüchtig durchreiben, legen sie ungespült, aber tüchtig ausgezogen, auf einen sauberen Tisch; während sie trocknen, müssen sie immer wieder nach allen Seiten hin tüchtig gereckt werden. So behandelt bleiben sie jahrelang für ihren Zweck brauchbar, d. h. weich. Probatum est.

Kalbsbraten. Man häute die Keule, spüle sie lauwarm ab, lege sie in einen feineren Napf, bestreue sie mit Salz und gieße, bis zum Übersehen, gute Buttermilch auf dieselbe. Im Sommer lasse man sie 1—2 Tage, im Winter aber 3—4 Tage ruhig in der Milch liegen. Dann spüle man den Braten mit frischem Speck, lege Speckscheiben in die heißgemachte Bratpfanne, auf diese die Kalbskeule, die man noch ein wenig mit Salz bestreuen kann und mit Stückchen Butter belegt — je nach der Größe des Bratens 1/2—3/4 Pfund. — Wenn man den so zubereiteten Braten in den Ofen schiebt, thut man zu demselben nach und nach so viel von der Buttermilch, in der er vorher lag, zu, wie man Sauce gebraucht, und letztere vor dem Anrichten durch ein Sieb. Bratzeit 2—2 1/2 Stunde. Man erzielt auf diese Manier einen sehr zarten Braten und eine vortreffliche kräftige Sauce. U. L.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „September“.

Fig. 1. Promenadetoilette. Der 215 Cent. weite Rock aus Taffet ist am unteren Rande mit einer 9 Cent. breiten Feisir aus reps ottoman begrenzt und außerdem mit einem 375 Cent. weiten, 105 Cent. hohen, am unteren Rande mit einem 5 Cent. breiten Samt versehenen Volant von buntfarbigem Sammet überdeckt. Die dem unteren Rande der Taille aufgehaltene, hinten mit unsichtbar angebrachten Knöpfen und Knopflöchern geschlossene Tunika ist aus einem etwa 4 Meter langen, 120 Cent. hohen reps ottoman-Zeil hergestellt, welcher an den beiden Querseiten abgeschragt und mit Berücksichtigung der Vorder- und Rückansicht in Falten geordnet ist. Mit Ärmeln von reps ottoman hat man die Taille aus farbigem Sammet verbunden, mit einem Stehragen und Ärmelrevers von letzterem Stoff ausgestattet und zum Schließen mit Haken und Oesen versehen. Schließen und Enden von 7 Cent. breitem reps ottoman-Band garnieren das Kleid; außerdem sind auf den Schultern Passenterieen von seidener Schnur angebracht (siehe die nebenstehende Rückansicht Fig. 1).



Fig. 1.

Fig. 2. Brauttoilette. Dieses aus Rock- und Schößtaile bestehende Kleid ist aus weißem Atlas hergestellt und mit einer Tunika, sowie mit Revers von gleichem, dicht mit Wachsperlen benähmtem Atlas ausgestattet. Mit weißem Atlas hat man die kurzen Vorder- und Seitenbahnen des Rockes aus Satin glatt überdeckt, dieselben am unteren Rande mit einer in Toll-

falten geordneten Feisir von gleichem Stoff, auf deren mittleren Faltenlagen Büschel von schmalem Atlasband angebracht sind, garniert und außerdem mit einem in der Weise der Abbildung in Falten geordneten Garniturtefl besetzt. Die etwa 170 Cent. lange, 235 Cent. breite, von der Mitte nach den Seiten hin abgedrängte Schleppe ist mit Null unterlegt, mit Satin



Fig. 2.

als Futter versehen und je längs des Seitenrandes auf den Seitenbahnen des Rockes besetzt. Die vorn kurze, hinten mit dicht gefalteten, breit nach der Rückseite ungelegten Schößtaile versehenen Taille hat man mit einem, mit gefalteten crepe-lisse über Atlasunterlage arrangierten Besenstück, welcher mit einem breiten gefalteten Stehragen aus crepe-lisse verbunden ist, ausgestattet; gleiche crepe-lisse-Streifen begrenzen den unteren Ärmelrand. Ranken und Sträuße von Myrten und Drangen garnieren das Brautkleid in der Weise der Abb. (siehe die obenseitige Rückansicht Fig. 2). Ein Diadem von Myrten und Drangen im Haar, dem der vordere Rand eines 4 Meter langen, 4 Meter breiten Schleiers von Seidentüll aufsteigt, vervollständigt die Toilette.

Buntes Allerlei.

Trug-Rästel.

In den zwei ersten steht der Held Zum Kämpfen oder Siegen, Wie mancher ist auf blutigem Feld Durch sie emporgestiegen! Doch selbst zum größten General Ward keiner je geboren, Der diese ersten nicht einmal Mitunter auch verloren.

Der beiden letzten Silben Schlag Hört ihr gewaltig dröhnen, Nie trifft man wohl ein Ohr, das mag Sich gern an ihn gewöhnen.

Heiß dringt aus Feuersglut hervor Zu friedlich stillen Treiben Mein Ganzes! Fern mag ihm der Flor Sehr zarter Damen bleiben; Doch die gestärkte Männerbrust Muß oft ihm unterliegen. Und wer's regiert, soll selten Lust Zum Schlachtendonner kriegen!

Brüchwig.

U. L. — G.

Magisches Buchstabenquadrat.

Von Dr. — e.

Table with 5 rows and 5 columns of letters: A A A A A, D D E E E, I I L L L, L M M N N, N U U U U

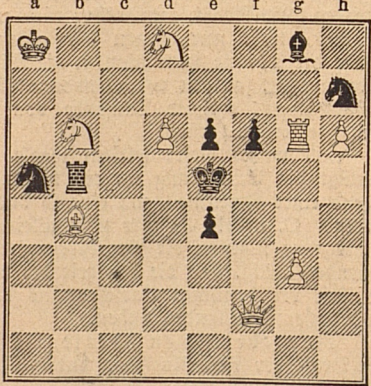
Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß alle wahren Reihen gleich den entsprechenden falschen lauten. Die einzelnen Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen: Ein Salz. Einen Frauennamen. Einen Fluß. Einen deutschen Dichter. Einen Überzug von Metallgegenständen.

Schach.

Aufgabe Nr. 183.

Von E. Bertrand.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 181 Seite 332.

- 1. Se 7 — d 5. Schwarz. 1. Se 3 n. d 5 oder n. f 5. 2. Sb 4 — d 3 oder D d 8 n. e 8 matt. A. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. Te 8 n. d 8. Weiß. 2. f 2 — f 4 matt. B. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. Besiebig anders. Weiß. 2. D. oder f 2 — f 4 matt.

Schach- und Spielforrespondenz.

Frl. Marie Wolfram und Freiherr v. Wadst. In Nr. 178 führt 1 L c 3 n. d 2 nicht zum Ziel, weil c 7 n. d 6 folgt und auf 2 K f 3 n. e 3 f, d 6 — d 5 das Matt verhindert. — F. G. in Dresden. Ebenso wird 1 K f 3 — g 2 erfolglos wegen c 7 n. d 6. — Richtige Lösungen der Schachaufgaben erhalten von Frl. Auguste v. Arznow, Caroline Mager, Antonio Bergius, Herrn D. Wegscheider, A. Schlemis, Hermann Goppe (Nr. 176), Frl. Marie Wolfram, Sarah Wittkowski, Martha Wilberg, Friederike Hoffmann, Herrn M. Hauptvogel, Anton Lion (Nr. 179 u. 180). — Richtige Lösungen der Rästel, Aufgaben, Rebus etc. erhalten von Frl. Fanny Gutmann, Editha von Heydebrand, Victoria Bizek, Louise Titzel, Frl. M. Sch. in Kempten, Cäcilie Unger, Meta in Weidages, Herrn Adolph Wittmann, F. G. in Dresden, M. Rosner und Marquis d'Antilles in Madrid. — Frau Antonie Sievert. Wir empfehlen Ihnen für Ihren Knaben, der gerne die Brettspiele erlernen möchte, das kürzlich erschienene Werkchen: „Der junge Schachspieler.“ (Verlag von W. Fr. Voigt in Weimar. Preis 2 1/2 M.) Das Damespiel wird darin auch behandelt. — Herrn Ed. Bing in Riga. Mit Ihren Betrachtungen über Nr. 60 sind wir durchaus einverstanden und danken Ihnen für die Sorgfalt Ihrer Untersuchung. — Herrn Stephan Schey. In der Aufgabe Nr. 60 wird ausdrücklich gesagt: „Gast du aber eine Tochter, dann soll diese nur den vierten Teil erhalten.“

Auflösung des Ergänzungsrästel's Seite 332.

Madin. Marich. Anlage. Ballade. Kramladen. Malaga. Melanie. Nachtlager. Paladin. Parlament. Prälaten. Roulade. Salabin. Salami. Salamis. Sphäbus.

Auflösung der Unterhaltungsaufgabe Nr. 64 Seite 332.

Es waren 8 Damen.

Auflösung der Scherz-Aufgabe Seite 332.

Budding. Erbsen. Feixiger Allerlei. Keber. Krebsfüßle. Apfelsamba. Rindfleisch mit gerieb. Rettich. Foret mit Fruchtbrand. Ochsenbraten. Frischer Rabeisau. Forellen. Eis, Kisse und Apfel. Pellkartoffeln und Haering.

Korrespondenz.

Haushalt und Küche. Grubeseifen. Gegenüber den vielen Anfragen über Einrichtung der Grubeseifen, Bezugsquellen, Preise etc., welche ausschließlich des Artikels „Erfahrungen“ auf Seite 286 an uns gelangt sind, müssen wir uns beschränken an dieser Stelle kurz zu erwähnen, daß die Grubeseifen von H. Pauly, Berlin SW., Markgrafenstraße zu beziehen sind. — Helene B. in A. Ein Rezept zu schleifender Sülter oder Syfter wird von dem zuverlässigen Universal-Lexikon der Kochkunst, welches soeben in dritter Auflage bei F. J. Neuber, Leipzig, erscheint, wie folgt gegeben. Aus 250 Gramm feinem, etwas erwärmtem Mehl, 90 Gramm in lauer Milch aufgelöster Hefe und einem gehäuften Eßlöffel Zucker rührt man ein Hefenstück an, welches man aufgehen läßt, mittlerweile reibt man 1/2 Kilogramm ausgewaschene frische Butter zu Schaum, fügt allmählich 150 Gramm süße und 30 Gramm bittere, geschälte und gestohene Mandeln, etwas Salz, die abgeriebene oder feingehackte Schale von einer Citrone, ein wenig Zimmt und Muskatblüte und fünfzehn bis sechzehn recht frische, nach und nach hinzugeschlagene Eier, 200 Gramm Zucker und 750 Gramm gesiebtes, schwach erwärmtes Mehl (Zucker und Mehl löfelleweise) hinzu, vermischt die Masse nach anbackendem Zucker mit dem aufgegangenen Hefenstück, schlägt sie tüchtig, füllt sie in eine butterbeständige Form, läßt sie gut aufgehen und bäckt sie bei mäßiger Hitze eine Stunde. — Der man rührt 1/2 Kilogramm Zucker schaumig, mengt nach und nach unter unauflöselichem Rühren etwas Salz, 30 Gramm gestohene oder feingehackte bittere Mandeln, die abgeriebene Schale einer Citrone, etwas Zimmt und Muskatblüte, zwölf bis fünfzehn ganze Eier, 150 Gramm Zucker, 750 Gramm Mehl, 80—90 Gramm in lauer Milch aufgelöste Hefe hinzu, schlägt den Teig bis er blasen wirft, läßt ihn in einer gebutterten Form aufgehen und bäckt die Sülter eine Stunde lang. — Wabe, Wabe oder Reibekuchen bereitet man auf folgende Weise. Man kocht 1/2 Kilogramm frischer Butter, läßt sie erkalten und rührt sie zu Schaum, worauf man 200 Gramm feingehackte süße, mit einigen bitteren vermischte Mandeln, einen Theelöffel voll Salz, die auf Zucker geriebene Schale von 2 Citronen, 200 Gramm gestohene Zucker, einen Theelöffel voll gestohene Zimmt, 10 Eier mit 1 Kilogramm feinem Mehl, alles nach und nach, die Eier einzeln, Zucker und Mehl löfelleweise, damit vermengt; zuletzt kommen 100 Gramm aufgelöste Hefe dazu und der Teig wird noch eine Viertelstunde nach einer Seite hin geschlagen und in die mit Butter ausgeglichene Form gefüllt, dann läßt man ihn aufgehen und bäckt ihn bei gemäßigter Ofenwärme 1 Stunde lang. — Das Kochen des Zuckers zur Bonbonmasse, sowie mannichfaltige Vorschriften zu Bonbonforten finden Sie in Cupels Konbitor 11. Auflage, Verlag von W. F. Voigt in Weimar.

Kosmetik und Gesundheitspflege. E. J. Uns ist eine Antiterpinialbe von L. in Budapest, als Mittel gegen Hautausschläge empfohlen, nicht bekannt. Wir sind bereit, das Mittel bei Einlieferung eines Originalgefäßes unterzuchen zu lassen, können Ihnen aber im Voraus von dem Selbstfrittieren mit einem seiner Zusammensetzung nach unbekanntem Mittel nur abraten. Trauen Sie dem erfahrenen Arzt, der den Patienten untersucht, bevor er ein Heilmittel verschreibt, weniger zu als einem Nichtfachverständigen, dem es lediglich um den Absatz seiner Ware zu thun ist? — Fr. G. v. A. in S. Die Vorschrift zur Bereitung von Seifenspiritus lautet, wie folgt: 100 Gewichtsteile in kleine Stücke zerschnittene Spanische Seife (auch Marseiller Seife genannt) und 4 Teile gereinigte Potasche werden in einem gläsernen Kolben mit 200 Teilen Rosenwasser übergossen und in der Wärme des Wasserbades erhitzt, bis die Mischung zu einem gleichmäßigen dünnen Brei geworden ist. Dann setzt man 300 Teile Weingeist hinzu, läßt unter bisweiligem Umschwenken des Kolbens noch eine Stunde bei 60—70 Grad Celsius stehen, läßt sodann erkalten und filtriert den Spiritus zwei Tage später. Sie erhalten diesen Seifenspiritus in jeder Apotheke. Die Vorschrift zu dem zweiten erfragten Spiritus ist uns nicht bekannt, sie ist Geheimnis des Fabrikanten. — B. in T. Ein amerikanisches Mittel gegen Mitter, welches in jeder Apotheke angefertigt werden kann, ist wie folgt zusammenzusetzen: Schwefelmilch (präcipitierter Schwefel) 10 Teile, Seifenspiritus 20 Teile, Lavandelspiritus 60 Teile, Perubalsam 15 Teile, Kampferspiritus 1 Teil, Bergamottöl 0,2 Theile. Hiermit werden die betreffenden Stellen Abends eingerieben. Morgens wäscht man sie sorgfältig ab.

Verstümmeltes. B. L. in W. Um gerollte Bilder, Zeichnungen u. dergl. wieder glatt zu machen genügt ein wiederholtes Rückwärtsziehen der Rolle über eine scharfe, glatte Tisch- oder Reibebrettfläche, die selbstverständlich eben so lang oder noch etwas länger sein muß, als die Rolle breit ist. — Dr. Emmy v. N. Auch wir finden nicht, was Sie vergeblich gesucht.

An unsere Abonnenten.

Wir machen auf folgende Vorzeichnungen in Originalgröße aufmerksam, welche zu den beigegebenen Preisen direkt von uns zu beziehen sind:

- I. Vorlagen für Holz-Malerei nebst Text (zu Bazar 1885 Seite 352). 1 Bogen. Preis incl. Porto M. 3.10 = fl. 1.90 Kr. ö. W.
- II. Bekleider in Platt-, Lanquetten-, point-russe-Stiderei und Filetquippüre (zu Bazar 1886 Seite 154 Abb. 6). 1 Bogen. Preis incl. Porto M. 1.10 = fl. —.70 Kr. ö. W.
- III. Vorlagen für Porzellan-Malerei (zu Bazar 1886 Seite 262). 1 Bogen. Preis incl. Porto M. 1.10 = fl. —.70 Kr. ö. W.
- IV. Tischdecke in Platt- und Stielstich (zu Bazar 1883 Seite 323 Abb. 16). 4 Bogen. Preis incl. Porto M. 2.20 = fl. 1.35 Kr. ö. W.
- V. Tischläufer in Stiel- und Plattstich (zu Bazar 1884 Seite 34 Abb. 16). 1 Bogen. Preis incl. Porto M. 1.10 = fl. —.70 Kr. ö. W.

Gegen Zuzahlung von 50 Pf. = 30 Kr. ö. W. legen wir auf Wunsch je 1 Exemplar der betr. Bazar-Nummer, auf welche sich jede der genannten Vorzeichnungen bezieht, bei.

Administration des „Bazar“, Berlin W.